Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 2. „Die katholischen Missionen" erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch die Post und durch den Buchhandel bezogen werden. Preis pro Semester 2 Mark. Februar 1877.

Inhalt: Zwei apostolische Gründer. — Nekrologie für 1876. — Die katholische Kirche auf Neu-Seeland (Fortsetzung). — Aus dem Leben eines Paria-Missionärs des 17. Jahrhunderts (Fortsetzung). — Zeilah. — Nachrichten aus den Missionen: Westafrika; Nordamerika; Brasilien. — Miscellen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Eine Reise um das Mittelmeer. — Aus dem Missionsleben in China.

Zwei apostolische Gründer.

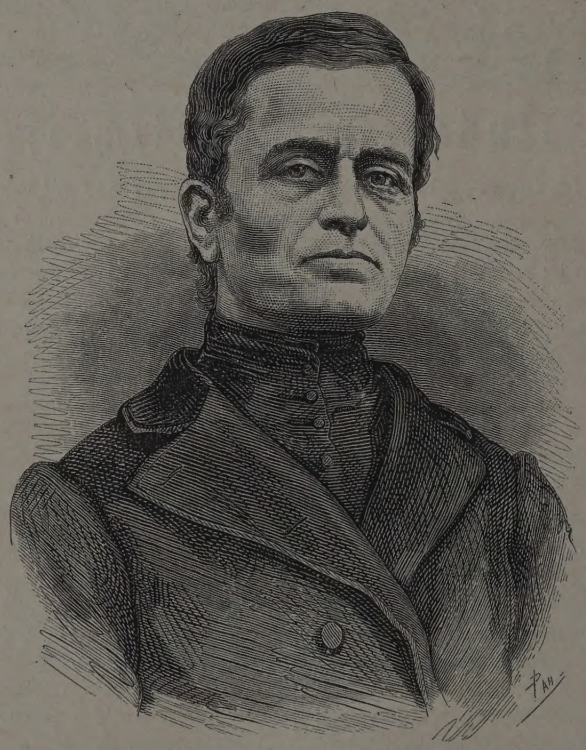
Nicht bloß die selbstsüchtige Welt, auch die selbstvergessene Liebe kennt das Gründerthum. Den ewig fruchtbaren erhabenen Gedanken ihres göttlichen Gründers durch die Jahrhunderte fortsetzend und ausführend, legt die Kirche Christi in tausend großartigen allumfassenden Gründungen das nie abnehmende, stets sich mehrende Kapital des kostbaren Gottesblutes und ihrer Mutterliebe zum Wohl der Menschheit an. Auf ihrem segensreichen Wege durch die Zeit bildeten sich unter ihrer Anregung und unter ihrer Leitung die verschiedensten Gesellschaften christlicher Liebe, den Armen Brod, den Betrübten Trost, den Verwaisten Heimath, den Sündern Buße und Verzeihung, der Unschuld Schutz, den Kranken Heil, jeder neuen Noth eine neue Hilfe bietend. Jedes Bedürfniß, jedes Elend der Menschheit wußten die „Gründer" der christlichen Charitas auszubeuten, und die Thränen, welche sie trocknete, die Seelen, welche sie rettete, waren nebst den Verfolgungen, denen sie sich aussetzte, ihre einzige Dividende, ihr kostbarster Lohn.

Daß der Geist christlicher Gründungssucht auch heute noch nicht ausgestorben, das beweisen nebst vielen anderen die zwei jungen und doch bereits so segensreich wirkenden Stiftungen, welche in dem verflossenen Jahre den Tod ihrer Hauptbegründer beweint haben. Die apostolischen Schulen und die Genossenschaft der Armen-Schwestern des hl. Franziskus haben wegen ihres apostolischen Wirkungskreises ein Recht darauf, daß auch die „Missionen" einen Augenblick bei dem Grabe ihrer Stifter verweilen und einige Worte dankbarer Erinnerung den Dahingeschiedenen widmen.

Am 2. Mai 1876 starb zu Avignon der hochw. **P. Alberich von Foresta S. J.** Kaum war die Nachricht seines Hinscheidens bekannt geworden, als nicht bloß die ganze Stadt mit Trauer erfüllt wurde, sondern aus den entferntesten Ländern die Klage um den Verlust dieses Mannes widerhallte. Und doch war der Verstorbene nichts weniger als ein großer Mann in den Augen der Welt gewesen, weder Redner noch Schriftsteller noch Gelehrter; ja selbst Viele, die ihn persönlich kannten und seinen Tod beweinten, hatten keine Ahnung von dem ganzen Verdienst des demüthigen Ordensmannes gehabt. Es war keine Übertreibung, als der hochwürdigste Erzbischof von Avignon in seiner Leichenrede dem Verstorbenen die doppelte Unsterblichkeit der Erde und des Himmels verhieß, denn hatte P. von Foresta durch sein unschuldiges Leben, durch seine heldenmüthigen Tugenden sich den Besitz des Himmelreiches gesichert, so hinterließ er auf Erden ein Werk, das sein Andenken zu den entlegensten Völkern und bis in die späteren Zeiten übertragen wird.

Geboren den 8. Januar 1818 zu Aix aus einer altadeligen Familie, welche dem Parlament der Provence die hervorragendsten Präsidenten, dem französischen Königshause treue Diener und Erzieher, der Kirche Christi seeleneifrige Bischöfe und einen Martyrer gegeben hatte, erschien Alberich selbst von frühester Jugend Allen, die ihn kannten, als ein Kind der Verheißung

und ein besonderes Werkzeug der göttlichen Vorsehung. Nachdem er zu Freiburg in der Schweiz seine classischen Studien vollendet, trat er (6. Oct. 1837) in das Noviziat der Gesellschaft Jesu, von dem einzigen Verlangen beseelt, recht bald zum Heile der verlassenen Heidenvölker in die äußeren Missionen geschickt zu werden. Aber Gottes Wege sind verborgen in ihrer unerforschlichen Weisheit, und es war für P. von Foresta keine kleine Prüfung, als er trotz des immer stärker aufflammenden Verlangens nach den Heidenmissionen von seinen Obern Jahr um Jahr in seiner Heimath zurückgehalten wurde, um in den wichtigsten Ämtern seines Ordens als Novizenmeister, Rektor, Sekretär des Provinzials u. s. w. seine hervorragenden Talente der Seelenleitung und Regierung zu bethätigen. Schon war während diesen Beschäftigungen das Jahr 1867 herangekommen und mit dem nahenden Alter schwand auch die letzte Hoffnung des eifrigen Priesters, selbst als Apostel in die fernen Länder zu ziehen, und er brachte mit freudiger Ergebenheit dem Herrn dieses schwerste Opfer seines Lebens. Das war der Augenblick, den die Vorsehung erwartet hatte. Auf einmal wurde es klar in seiner Seele: was er bisher nicht hatte vereinigen können, seine große Sehnsucht nach den äußeren Missionen und der Wille seiner Obern, der ihn in Europa zurückhielt, schienen ihm jetzt in wunderbarer Harmonie zusammenzufließen und sich zur eigensten Aufgabe seines Lebens zu verklären. „Ich kann," so sagte er zu sich selbst, von der Gnade erleuchtet, „ich kann selbst nicht zu den Ungläubigen hingehen, aber ich werde sie durch meine Kinder bekehren. Ich konnte in meiner Person der Kirche keinen Apostel geben, aber ich will mich und sie entschädigen, indem ich ihr eine Legion Apostel gebe." Und nach kurzer Zeit trat das neue Werk der apostolischen Schulen in's Leben. Daß diese Gründung Gottes Werk war, haben die tausend Schwierigkeiten und Widersprüche, die allmähliche Entwicklung und die bereits so segensreich erzielten Früchte gezeigt. P. von Foresta hatte selbst noch das Glück, sechs seiner apostolischen Schulen errichtet, mit den tüchtigsten Schülern versehen und von der christlichen Liebe sowohl als dem besonderen Segen des Himmels begnadigt, zu sehen. In die fernsten Länder hatte er nach wenigen Jahren schon verschiedene junge Missionäre, in die verschiedensten Orden zahlreiche Novizen geschickt, und von allen Seiten noch strömen die Kinder mit den unzweifelhaftesten Zeichen eines göttlichen Berufes herbei, um in den apostolischen Schulen dem Werk der Heidenbekehrung ihre Jugend, ihre Talente und ihr Leben zu widmen. Man muß diese Schulen aus eigener Anschauung kennen, um den ganzen übernatürlichen Charakter dieser Gründung zu begreifen. In einer derselben zählten wir bis zu 15 verschiedene Nationalitäten unter den 40—45 Kindern, von zwei jungen Isländern mit ihren weißen Haaren angefangen bis hinunter zu den feurigen Italienern oder den Söhnen afrikanischer Kolonisten, und doch lebte in diesen Knaben im lebhaftesten Alter nur ein Herz und eine Seele, die ausgesuchteste und innigste Liebe und Begeisterung für ihren Beruf. Das Werk war also gegründet, seine Lebensfähigkeit lag ebenso am Tage wie seine Berechtigung, und Gott konnte seinen Diener abberufen. Außer der Leitung der Schulen hatte P. von Foresta noch alle andern Werke des Seeleneifers, die seinem Orden eigen sind, mit der größten Liebe und Sorgfalt gepflegt. Beichtstuhl und Kanzel füllten neben seinen Beschäftigungen als Oberer alle Stunden seines Tages. Selbst zu Missionsausflügen fand er zuweilen noch Zeit und Kraft.



P. Alberich von Foresta S. J.

Auf einer solchen Mission war es denn auch, daß er durch zu großen Eifer sich die Todeskrankheit zuzog, die ihn in wenigen Tagen dahinraffte. Sein Leichenbegängniß trug den Ausdruck der allgemeinsten Trauer und Theilnahme. Der „Selige" ist gestorben, hieß es im Volke, und der Erzbischof von Avignon drückte in einer begeisterten Ansprache den Gedanken der Tausende von Anwesenden aus, wenn er den Verstorbenen darstellte als angehörend der Familie der Aloysius und Berchmans durch seine Unschuld, der Familie der Franz Regis und Xaverius durch seinen brennenden Seeleneifer. „Innocens manibus et mundo corde, qui non accepit in vano animam suam."

Die Fruchtbarkeit und unerschöpfliche Mannigfaltigkeit in den Schöpfungen christlicher Charitas tritt uns nicht minder überraschend in unserem Vaterlande entgegen. Hier ist es eine edle Frau, an die der göttliche Ruf ergeht, Alles zu verlassen, dem Herrn und seinen Armen ein Haus und eine Familie zu gründen und bis zu den entlegensten Völkern das Evangelium der Liebe und Barmherzigkeit nicht so sehr mit Worten zu predigen, als durch Thaten zu verkörpern.

Die ehrw. **Mutter Franziska Schervier,** Stifterin und General-Oberin der Genossenschaft der Armen-Schwestern des hl. Franziskus Seraphikus, welche zu Aachen am 14. Dec. 1876 im 58. Jahre ihres Alters ihre reine Seele in die Hände ihres Erlösers aufgab, können wir nicht besser würdigen, als dieß von der beredten Feder des hochwürdigsten Herrn Bischofs Laurent bereits geschehen ist.

„Gott gab ihr," so sagt er auf ihrem Gedenkzettel, „eine Weite des Herzens, gleich dem Sand am Gestade des Meeres. (3 Kön. 4, 20.) Aus der Taufe gehoben vom Kaiser von Österreich, schien die Verschiedene zu einem glänzenden Loos in der Welt bestimmt; aber Gott der Herr hatte ihr ein besseres Erbtheil bescheert, hatte sie zu großen Thaten in seinem heiligen Dienste erwählt. Nach dem frühen Tod ihrer Mutter ihres Vaters Haushalt führend, konnte sie schon mit Job sagen: ‚Habe ich je den Armen was sie begehrten versagt, und die Augen der Wittwe warten lassen? Habe ich je meinen Bissen allein genossen, und hat nicht die Waise davon mitgegessen? Habe ich vom Zerlumpten weggesehen, und den Nackten ohne Gewand gehen lassen? Denn die Barmherzigkeit ist mit mir vom Mutterschooß ausgegangen, und von meiner Kindheit an mit mir aufgewachsen.' Die edle Naturanlage reifte in der Wärme der Gottesliebe zur großartigsten Nächsten- und Armenliebe. Begeisterte Nachahmerin des ‚Armen Christi', dessen Namen sie trug, liebte sie nicht allein die Armen, sondern auch die Armuth, um des armen Jesus willen, der arm ward, um uns reich zu machen, und als Ihm gethan annimmt, was seinen geringsten Brüdern geschieht. Um Ihm und seinen Armen ganz zu gehören, erkor sie die Armuth als ihren einzigen Antheil an der Erde. Allein mit aller Aufopferung ihrer selbst und des Ihrigen vermochte sie nicht dem Drange der Liebe Christi genug zu thun, suchte daher in gleichgesinnten Gefährtinnen sich und ihre Kräfte zu vervielfältigen. Aus ihrem Vaterhaus scheidend, zog sie nicht in ein ausländisches Kloster, wohin sie ihre Armen nicht hätte mitnehmen können, sondern sammelte um sich eine erlesene Schaar von Jungfrauen, führte sie in ihre mannigfaltige Armenpflege ein, und lebte mit ihnen ein Leben der Abtödtung und des Gebets. Nach 5 bis 6 Jahren heldenmüthiger Vorübung gründete sie unter dem Segen der Kirche die Genossenschaft der Armen-Schwestern des hl. Franziskus. Da wuchs aus ihrem vom Geiste Gottes angehauchten Herzen ein Gottessegenbaum, der, in ihrer Vaterstadt wurzelnd, während des seitdem verflossenen Vierteljahrhunderts seine Äste weit über das Vaterland erstreckte, ehe der Sturm darüber ausbrach, und sich über den Ocean nach Nordamerika fortpflanzte. In diesem neuen Orden erneuerte die Dienerin Gottes die Wunder der alten Zeiten. ‚In Gott reich' schöpfte sie aus Gottes Schatzkammern der Güter Fülle, die sie auf Stadt und Land ergoß. ‚Nichts habend, besaß sie Alles; selbst darbend, bereicherte sie Viele; hatte in Allem überall alle Genüge, ja Überfluß zu allen guten Werken'; mit vollen Händen ‚ausstreuend spendete sie den Armen'. ‚Auge war sie dem Blinden und Fuß dem Lahmen'; gleich den Gesandten des Heilands ging sie umher, pflegte die Kranken, reinigte die Siechen, bestattete die Todten. In ihrer vom Glauben erleuchteten Liebe brachte sie aber nicht allein Hülfe aller leiblichen Noth, Trost allem leiblichen Leid; das Weh und Elend der Seelen jammerte sie am allermeisten. Um Sünder und Sünderinnen ihrem Gott und Heiland wieder zu gewinnen, um verirrte Schafe wieder zur Heerde des guten Hirten zu führen, um Heilsgefahren besonders von Kindern abzuwenden, war ihr kein Opfer zu groß, keine Mühe zu schwer, keine Geduld zu lang. Welches Mutterherz sie vollends für ihre Berufsgenossen und Schwestern hatte, das bewiesen deren heiße Thränen, die flossen, wann dem Leben der Mutter Gefahr drohte, und die inbrünstigen Gebete, die sie dann zum Himmel sandten. Mehrmal haben diese Thränen und Gebete das Herz Gottes bewogen, ihre Tage wunderbar zu fristen; einmal hat die zum Sterben Schwache an der Wunderquelle unserer lieben Frau zu Lourdes ihre sinkende Lebenskraft erfrischt gefunden. Doch endlich war die Zeit gekommen, wo der himmlische Bräutigam verlangte nach seiner Braut, wo der gerechte Richter seiner treuen Magd den verdienten Lohn nicht mehr vorenthalten wollte. Ein plötzliches schmerzlichstes Leiden, das den Leib der Gottgeweihten dem Wundmesser unterwarf, mußte ihr, wie dem hl. Franziskus die Einprägung der Wundmale Christi, zur vollen Läuterung dienen, bis sie im Friedenskuß des Herrn entschlief. Viele müssen für sie beten, die ihr unaussprechlich viel zu danken haben; aber Viele werden zu ihr beten, daß sie droben fortfahre, ihre Helferin und Trösterin zu sein.

Sie ruht im Frieden Gottes, ihr Andenken lebt in der Kirche."

Nekrologie für 1876.

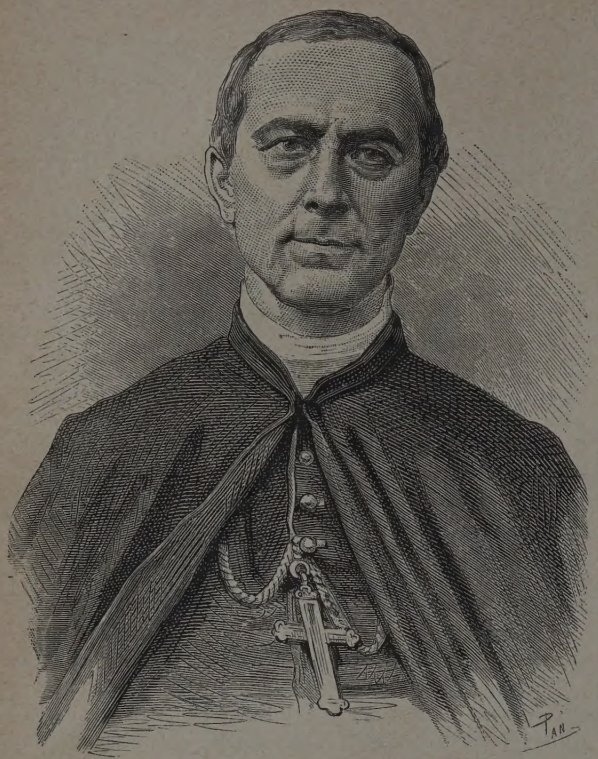
Leider ist es uns trotz unserer Bemühungen auch jetzt noch nicht gelungen, ein vollständiges Verzeichniß der Missionäre zu erlangen, welche im Laufe des Jahres 1876 aus diesem Leben geschieden sind, um den Lohn für ihre opfervollen Bemühungen zur Ausbreitung des Evangeliums zu empfangen. Wir müssen uns daher wieder darauf beschränken, bloß die verstorbenen Missions-Bischöfe und Missions-Obern zu verzeichnen, so weit sie uns zur Kenntniß gekommen sind.

29. December 1875. — Msgr. **Johannes Claudius Duret,** aus der Congregation des hl. Geistes, Bischof von Antigona i. p. i. und apostolischer Vikar von Senegambien. Da wir in der nächsten Nummer eine Skizze der Mission von Senegambien beginnen, bietet sich uns die beste Gelegenheit, auf die hohen Verdienste des Verstorbenen um dieses Vikariat einzugehen, dem er mehr als die Hälfte seines Lebens gewidmet hat.

6. März 1876. — Msgr. **Raphael Popoff,** Bischof und apostolischer Administrator der unirten Bulgaren. Eine kurze Lebensskizze Msgr. Popoffs haben wir bereits früher mitgetheilt (1876, S. 152).

24. April 1876. — Msgr. **Johannes Remigius Bessieux,** aus der Congregation des hl. Geistes, Bischof von Gallipolis i. p. i. und apostolischer Vikar der Gabunküste. Über seine wahrhaft apostolische Thätigkeit unter den Negern West-Afrika's vgl. 1874, S. 53 ff.; über seinen frommen Tod 1876, S. 273 f.

18. Mai 1876. — Msgr. **Sophronius Popoff,** der Bruder des am 6. März verstorbenen bulgarischen Bischofs, war nach dessen Tod zum provisorischen Verwalter der bulgarisch-unirten Kirche ernannt worden; aber bevor er noch von der hohen Pforte die Anerkennung der ihm vom heiligen Stuhle verliehenen Würde erlangt hatte, raffte ihn der Tod in der Blüthe seiner Jahre hinweg; er starb, erst 35 Jahre alt, im katholischen Hospitale zu Constantinopel. Als Archimandrit der bulgarisch-unirten Mönche hatte er seinem Bruder bei der Organisation der neu-unirten Kirche große Dienste geleistet; treu und fest stand er ihm zur Seite während des vatikanischen Concils; nach seiner Rückkehr von Rom wirkte er für die katholischen Bulgaren Con-



Msgr. **J. Cl. Duret,** apostol. Vikar von Senegambien.

Msgr. **Augustinus Verot,** Bischof von St. Augustine (Florida).

Msgr. **Thomas L. Conolly,** Erzbischof von Halifax.

Msgr. **Joseph Arakial,** armenisch-katholischer Bischof von Angora.

Vier Missionsbischöfe.

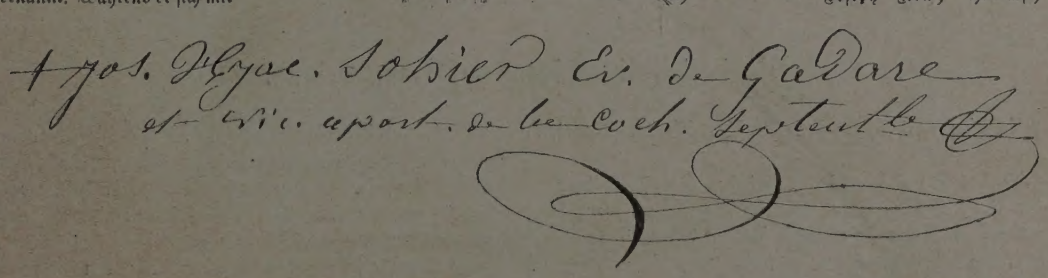
stantinopels und vertrat zugleich bei der türkischen Regierung die Interessen seiner Glaubensgenossen. Sein früher Tod ist ein schwerer Verlust für die junge Kirche, welche an tüchtigen und gelehrten Geistlichen nicht reich ist.

13. Juni 1876. — Msgr. **Augustinus Verot,** Bischof von St. Augustine (Florida). Msgr. Verot war in der Erzdiözese Paris geboren und hatte seine theologische Bildung im Seminar von St. Sulpice empfangen. Als junger Priester kam er 1836 nach den Vereinigten Staaten und wurde dort zum Professor am erzbischöflichen Seminar zu Baltimore ernannt. Mehr als 20 Jahre lang lehrte er hier, anfangs die Mathematik und Physik, später die Theologie mit großem Erfolg, und trat auch als Schriftsteller auf; sein Hauptwerk führt den Titel: „Historische und dogmatische Vorlesungen über die Religion". Als der heilige Vater im Jahre 1857 Florida zum apostolischen Vikariate machte, betraute er auf den Vorschlag der übrigen Bischöfe Msgr. Verot mit dessen Organisation. Am 21. December 1857 wurde er zum Bischof von Danabea i. p. i. geweiht und am 25. April 1858 hielt er in St. Augustine als der erste Bischof dieses Staates seinen feierlichen Einzug. Am 14. Juli 1861 ernannte ihn der Papst zum Bischof von Savannah, ohne ihm jedoch die Verwaltung der Kirche Florida's zu entziehen. In dieser doppelten Stellung hatte er die beste Gelegenheit, während des großen nordamerikanischen Bürgerkrieges seinen apostolischen Eifer zu entfalten und seine christliche Nächstenliebe zu beweisen; wie er diese Gelegenheit benützte, zeigten die Beweise der Hochachtung, die ihm von den Anführern beider Heere gezollt wurden. Am 21. März 1870 wurde St. Augustine zum Bisthum erhoben und Msgr. Verot zum ersten Bischof der neuen Diöcese ernannt. Während er sich mit

jugendlichem Feuer der Begründung der verschiedenen Diöcesananstalten widmete, entriß ihn ein Schlagfluß plötzlich seiner trauernden Heerde.

10. Juli 1876. — Msgr. **Gregorius Jacobus Heliani,** syrisch-unirter Erzbischof von Damascus. Geboren 1802 in Rascheia (Antilibanon) von schismatischen Eltern, wurde er im Schisma erzogen und bereits im jugendlichen Alter zum schismatischen Erzbischof von Damascus geweiht. Indessen erkannte er, erleuchtet von der Gnade, die Wahrheit, verzichtete auf seinen erzbischöflichen Stuhl und trat im Jahre 1828 zur katholischen Kirche über. Von nun an verlegte er sich ganz darauf, seinen früheren Glaubensgenossen die Wahrheit zu predigen; eine der ersten Früchte seiner apostolischen Thätigkeit war die Bekehrung des schismatischen Bischofes Mallas von Nebek. Im Jahre 1837 wurde er vom heiligen Stuhl zum syrisch-katholischen Erzbischof von Damascus ernannt und mit neuem Eifer und neuem Erfolg setzte er seine frühere Thätigkeit fort. Hunderte von syrischen Familien in Damascus und der Umgegend verdanken ihm das Glück, zur wahren Kirche zu gehören, und die jetzt so blühende syrisch-unirte Gemeinde von Damascus ist sein Werk. Im Beginn der vierziger Jahre durchreiste Msgr. Heliani Frankreich und Deutschland, um Gaben zum Bau seiner neuen Kathedrale zu sammeln; zwar wurde die schöne Kirche, die er mit den erhaltenen Almosen errichtet hatte, von den Drusen und Muhammedanern im Jahre 1860 wieder zerstört, aber eine neue erhob sich an ihrer Stelle und vor dem Hochaltar derselben hat der Begründer der syrisch-unirten Kirche von Damascus sein Grab gefunden.

27. Juli 1876. — Msgr. **Thomas Ludwig Conolly,** aus dem Kapuzinerorden, Erzbischof von Halifax, stammte aus Irland (geboren zu Cork im Jahre 1814), kam aber noch als Knabe nach Rom, wo er seine Studien machte und dann in den Kapuzinerorden trat. Im Jahre 1838 zu Lyon zum Priester geweiht, wirkte er vier Jahre lang in Dublin, als ihn der damalige Erzbischof von Halifax, Msgr. Walsh, zu seinem Geheimsecretär erwählte. Nach dem Tode seines Beschützers und Freundes (1845) übertrug man ihm die Verwaltung der verwaisten Diöcese, bis Pius IX. ihn zum Bischof von St. John in Neu-Braunschweig erwählte (1852). Er leitete diese Diöcese nur sieben Jahre lang; denn schon 1859 kehrte er als Erzbischof nach Halifax zurück. Seine hohen Geistesgaben, sein ebenso freundlicher als entschiedener Charakter, sein Eifer und sein Opfergeist hatten ihm die allgemeine Liebe nicht nur seiner Heerde, sondern auch der Andersgläubigen erworben, wie sich bei seinem feierlichen Leichenbegängniß deutlich genug zeigte.



1. September 1876. — Msgr. **Joseph Ada,** chaldäisch-unirter Bischof von Salmas. Msgr. Cluzel, apostolischer Delegat von Persien, schreibt über ihn: „So eben haben wir Msgr. Ada begraben. Er war ein neunzigjähriger Greis, der sich vor etwa 12 Jahren mit einem großen Theil seiner Familie zum wahren Glauben bekehrte und seither treu ausharrte trotz der vielen und heftigen Verfolgungen, die man gegen ihn in's Werk setzte. Die Lebendigkeit seines Glaubens bewahrte er bis zum letzten Augenblick; noch wenige Minuten vor seinem Tode bat er seinen Neffen, der sich mit ihm bekehrt hatte und jetzt katholischer Priester ist, er möge doch verhindern, daß kein Häretiker sich seiner Leiche nähere, um für ihn zu beten. Wir haben ihm ein möglichst feierliches Leichenbegängniß veranstaltet, das auf die zahlreichen Anwesenden einen um so tieferen Eindruck machte, als sie nie etwas Ähnliches gesehen hatten."

3. September 1876. — Msgr. **Joseph Hyacinthus Sohier,** Bischof von Gabara i. p. i., apostolischer Vikar von Nord-Cochinchina. Er war geboren am 22. September 1818 zu Desertines in der Diöcese Laval; am 21. Februar 1842 trat er als Diakon in das Pariser Seminar der auswärtigen Missionen, und nachdem er im Mai die heilige Priesterweihe empfangen hatte, reiste er schon im December des nämlichen Jahres nach Cochinchina ab, das damals erst ein Vikariat bildete. Im Jahre 1850 wurden die drei nördlichen Provinzen Cochinchina's zu einem neuen Vikariat zusammengelegt; der neuernannte apostolische Vikar, Msgr. Pellerin, erhielt zugleich mit seiner Ernennung die Vollmacht, einen der Priester seines Vikariates zum Coadjutor zu erwählen. Um jene Zeit begann gerade die schreckliche Verfolgung, welche der Kirche so viele Martyrer gegeben hat; die Missionäre schwebten in steter Lebensgefahr, da die Mandarine es hauptsächlich auf sie abgesehen hatten. Msgr. Pellerin glaubte daher von der ihm ertheilten Vollmacht sofort Gebrauch machen zu sollen und wählte zum Coadjutor Msgr. Sohier, den er dann auch am 25. August 1850 zum Bischof von Gabara i. p. i. weihte. Während der ganzen Zeit der Verfolgung, die erst durch die französisch-spanische Expedition und den Vertrag vom 5. Juni 1862 beendet wurde, war Msgr. Sohier stets beschäftigt, die Christen zu trösten, zu ermuthigen, zum Martertod vorzubereiten. Wenige Monate nach Beendigung der Verfolgung, am 13. September 1862, starb Msgr. Pellerin, und seinem Nachfolger lag es jetzt ob, die verwüstete und verheerte Kirche Nord-Cochinchina's wieder aufzurichten. Eine Reise nach Europa erlangte ihm die nöthigen Geldmittel dazu; am 24. April 1866 kehrte er nach Hué zurück und bereits ein Jahr später hatte er die Freude, in der Hauptstadt des annamitischen Reiches ein neues Gotteshaus feierlich einweihen zu können. Wie er dann seine Mission organisirte, mit welchem Eifer er sich der Jugend annahm und durch Errichtung von Waisenhäusern und Schulen eine christliche Generation heranzuziehen sich bemühte, mit welchem Erfolg endlich er sich die Gründung von reinchristlichen Dörfern angelegen sein ließ, haben wir im vorigen Jahrgang (S. 148 ff.) bereits erzählt. Nach seiner Rückkehr vom Concil wurde er vom annamitischen Kaiser Tu Duc, dem nämlichen Kaiser, der ihn früher so heftig verfolgt hatte, gebeten, als sein Vertreter mit der französischen Regierung einen neuen Vertrag zu verhandeln, und so verdankt die ganze annamitische Kirche seinem Einfluß und seiner Bemühung den Frieden, welchen sie jetzt genießt. Am 31. Oktober 1875 hatte Msgr. Sohier den Trost, in seiner Kirche von Kem-Long zu Hué den 9. Paragraphen des Vertrags vom 15. März 1875 zu verkünden, welcher allen Annamiten volle Gewissensfreiheit gewährt und ihnen gestattet, zur christlichen Religion sich zu bekennen. Indessen war es ihm nicht mehr vergönnt, den durch ihn vermittelten Frieden lange zu genießen; die Strapazen eines vierunddreißigjährigen Missionslebens hatten seine Kräfte aufgerieben; am 3. September 1876 erlag er einer Krankheit, die ihn zwar schon mehrere Jahre belästigt hatte, ohne ihn bewegen zu können, daß er seinen gewöhnlichen Arbeiten und Missionsreisen entsagte. Er fand sein Grab in der Kirche der Gemeinde Ke-sen, deren Christen ihn während der zwölfjährigen Verfolgung verborgen gehalten hatten.

5. September 1876. — Msgr. **Joseph Arakial,** armenisch-unirter Bischof von Angora (Ancyra). Msgr. Arakial ist gestorben als eines der vielen Opfer, welche die kupelianische Verfolgung gefordert hat. Er hatte während der letzten beiden Jahre unter dem Vezirat Hussein-Awni Pascha's ungemein viel zu leiden, und die beiden letzten Gouverneure von Angora, Refeet Pascha und Naschid Pascha, haben den Großvezier redlich unterstützt. Msgr. Arakial wurde aus seiner bischöflichen Wohnung vertrieben, seines Seminars, seiner Kirche beraubt und sogar körperlich mißhandelt. Doch hatte er vor seinem Tode noch das Glück, wenigstens die Morgenröthe einer besseren Zeit anbrechen zu sehen; zwei Kirchen waren ihm bereits zurückgegeben worden und er konnte die Hoffnung hegen, daß seine Heerde bald wieder in den Besitz aller der von ihm mit so großer Mühe gegründeten und von den Schismatikern im Bunde mit den Türken geraubten kirchlichen Anstalten gelangen würde. Er war geboren zu Angora am 5. Mai 1811; als Jüngling von 23 Jahren trat er in das Seminar der Propaganda und erhielt in Rom nach sechsjähriger Vorbereitung die heilige Priesterweihe (1840). Darauf wurde er als Missionär nach Persien geschickt; als dann der heilige Stuhl im Jahre 1850 mehrere neue Diöcesen für die katholischen Armenier gründete, ernannte er ihn für den Bischofssitz von Trapezunt. Hier arbeitete er 13 Jahre, bis er am 21. December 1863 auf den Stuhl seiner Geburtsstadt Angora transferirt wurde, den er so muthig gegen die Schismatiker vertheidigen sollte.

R. i. p.

Die katholische Kirche auf Neu-Seeland.

4. Die religiösen und staatlichen Verhältnisse der Maori.

Obgleich das moralische Gefühl bei den Neu-Seeländern, wie bei den meisten Polynesiern, ziemlich abgestumpft war, so bildete dennoch eine gewisse religiöse Scheu den Mittelpunkt ihrer öffentlichen Einrichtungen sowohl als ihres Privatlebens. Auch die allergewöhnlichsten Handlungen wurden durch die Beziehung auf irgend eine göttliche Macht geleitet und bestimmt. An Göttern und Gottheiten fehlte es den Maori durchaus nicht; nicht nur jeder Stamm und jede Familie, sondern fast jedes Individuum, könnte man sagen, hatten ihren besondern Schutzgott; jede Handlung und Beschäftigung hatte wieder den ihren.

In den religiösen Ansichten tritt ganz besonders die Zusammengehörigkeit der Maoris zu dem großen polynesischen Volksstamm hervor. Im vorigen Jahrgang (1876, S. 72—76) haben wir einige religiöse Sagen der Tuamotu- (Paumotu-) Insulaner mitgetheilt; die nämlichen finden wir, nur wenig geändert, auf Neu-Seeland wieder. Wie die Tuamotu-Insulaner durch die Umarmung von Himmel und Erde Alles entstehen lassen, so erzählen auch die Maori, daß der Himmel (Rangi) und die Erde (Papa) fünf Söhne hatten, welche Alles hervorbrachten und deßhalb auch als die obersten Götter galten: Rongo, den Gott der süßen Bataten, Tane, den Gott der Vögel, Tangaroa, den Gott der Fische, Tawiri, den Gott der Winde, und Tu, den Kriegsgott, welcher die Menschen erschuf. Wie nach der Ansicht der Tuamotu-Insulaner Maui, ein untergeordneter Gott, die Insel Tahiti mit seinem Angelhaken aus dem Meere erhob, so fischte nach den Maori-Sagen der nämliche Maui die Nordinsel aus dem Meere, weßhalb dieselbe auch Te-ika-a-maui oder Ahi-ea-maui (der Fisch des Maui) hieß u. s. w. Neben diesen obern Göttern, die mehr in der Sage und den Liedern fortlebten, aber im Ganzen nur wenig verehrt wurden, hatten die Maori, wie die andern Polynesier, eine ganze Anzahl von Wairua, d. h. vergötterten Menschen und Vorfahren. Jeder Häuptling galt schon bei Lebzeiten als Gott

und sah sich selbst als solchen an; nach seinem Tode aber erhielt er volle göttliche Verehrung. Auf diese Weise entstanden die Schutzgötter der einzelnen Stämme, Familien, Ortschaften, Wohnplätze, Beschäftigungen u. s. w., und ihre Zahl war natürlich in stetem Wachsthum begriffen. Weil aber die Häuptlinge als lebende Gottheiten betrachtet wurden, deßhalb war auch Alles, was ihnen gehörte, dem gemeinen Gebrauch entzogen und galt als Tabu oder Tapu[1]; auch konnten sie alle andern Dinge, sei es durch Berührung, sei es durch aufgestellte Zeichen, für Tabu erklären, und alles dieses blieb dem gewöhnlichen Gebrauche entzogen, bis sie das Tabu wieder aufhoben; der Bruch des Tabu aber wurde mit dem Tode bestraft. Gerade hierin gibt sich bei den Maori, wie bei den Polynesiern überhaupt, die religiöse Gesinnung kund, denn eigentliche Tempel und Feste zu Ehren der Götter hatten sie wenigstens zur Zeit, als die Europäer mit ihnen in Verbindung traten, kaum mehr. Doch brachten sie noch zuweilen Opfer, so namentlich im Kriege, wo der zuerst im Kampfe Getödtete dem Kriegsgott aufgeopfert wurde und deßhalb nicht, wie die andern Erschlagenen und Gefangenen, gefressen werden durfte.

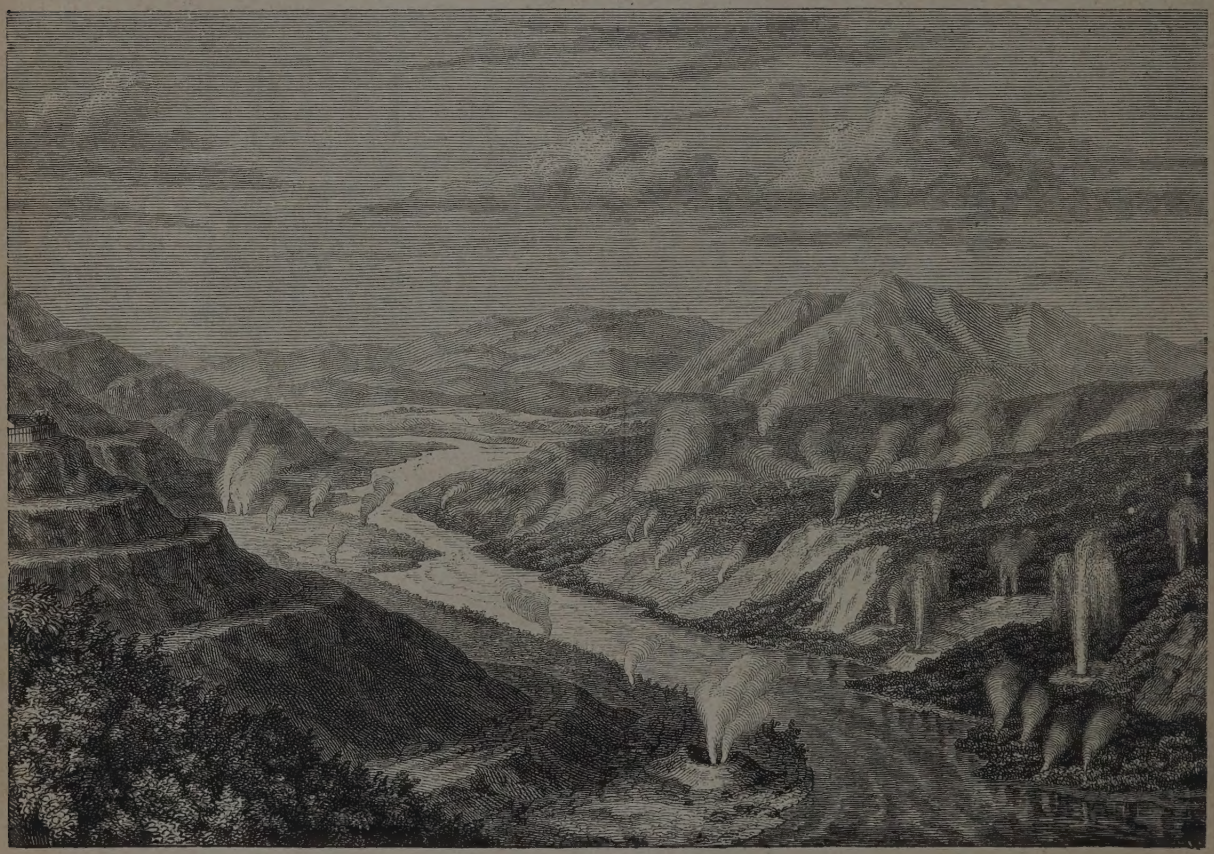
Die neugeborenen Kinder werden bald nach der Geburt den Göttern geweiht; die Mutter bringt das Kind zum Ufer eines Flusses, wo ein Paura (ein alter Götzenpriester) es empfängt, nach verschiedenen Ceremonien mit unverständlichen Worten es in das Wasser taucht und ihm einen Namen beilegt. Auch bei der Heirath wird von einem Taura mit geheimnißvollen Worten der Segen auf das Paar herabgerufen; doch gilt dieses nur bei der Hauptfrau, nicht aber bei den Nebenfrauen, deren die Häuptlinge eine nach ihrem Range bestimmte Anzahl haben durften. Nicht weniger war das Begräbniß, namentlich der Häuptlinge, mit religiösen Feierlichkeiten verbunden. Die Leichen wurden prächtig geschmückt auf besondere Gerüste gelegt oder in Bäumen aufgehängt, bis alles Fleisch verfault oder eingetrocknet war; dann folgte das sogenannte Hahunga, d. h. die Überbleibsel wurden gesammelt, mit Öl gesalbt, in Matten gewickelt und unter lauten Trauerklagen an einen durch strenges Tabu geschützten Ort gebracht, an dem schon die Vorfahren ruhten, und der durch einen roth gefärbten Pfahl mit einem geschnitzten Menschengesicht kenntlich gemacht war; ringsherum legte man die Waffen und Geräthe des Verstorbenen, die Schädel erschlagener Feinde, sowie auch die der Sklaven, die bei der Bestattung eines Häuptlings geschlachtet und gefressen zu werden pflegten, und die der Frauen, welche sich beim Tode ihres Gatten etwa freiwillig getödtet hatten.

Ein Maori-Häuptling und seine Frau.

In politischer Beziehung scheinen die Häuptlinge ehemals eine despotische Gewalt ausgeübt zu haben, allein schon vor der Entdeckung Neu-Seelands durch die Europäer war diese Macht sowohl, als der Standesunterschied, der sonst unter den Polynesiern sehr scharf ausgeprägt ist, beinahe ganz verschwunden; es fanden sich nur mehr Freie und Sklaven, und obgleich noch

[1] Über das Tabu, als die allgemeinste Form der Gottesverehrung bei den Polynesiern, vgl. Dr. Gerland in Waitz, Anthropologie der Naturvölker. VI. Theil. Die Polynesier. S. 343 ff.

die alten Häuptlingsfamilien unterschieden wurden, so war doch ihre politische Stellung die nämliche wie die aller Freien, und nur in religiöser Beziehung behaupteten sie noch einen Vorrang. Denn sie allein konnten die priesterlichen Verrichtungen ausüben, ein allgemein giltiges Tabu auflegen ꝛc. Auch in der Kleidung zeichneten sie sich aus, indem sie das ausschließliche Recht hatten, gewisse Federn in den Haaren, den Tiki (eine Art Perlenschnur) um den Hals und den Hani (einen schön geschnitzten Stock) in der Hand zu tragen. In allem Übrigen standen die Rangatira, die gewöhnlichen Freien, ihnen vollständig gleich, so daß kein anderer Unterschied bemerkbar war, als welchen ein größerer Wohlstand oder eine größere persönliche Tüchtigkeit naturgemäß mit sich führt. „Der leitende Grundsatz war, daß jeder thun konnte, was er wollte, wenn er die Macht dazu besaß; allgemeine Berathungen kamen oft vor, allein sie waren freiwillig und keine politische Institution und bezogen sich fast nur auf zu führende Kriege."[1] Von einer eigentlichen Gesetzgebung findet sich daher auch keine Spur; nur von den Vorfahren her hatten sich einige allgemein giltige Vorschriften erhalten: so wurde z. B. der Diebstahl mit Verbannung oder dem Tode, der Ehebruch mit dem Tode bestraft, und gehörte der Verbrecher einem fremden



Die heißen Springquellen von Orakeikorako am Waikato. (Vgl. S. 8.)

Stamme an, so kam es zum Kriege. Sehr strenge wurde nur das Eigenthumsrecht gehandhabt; die Kinder erben den Besitz ihrer Eltern, ohne daß sogar die Häuptlinge das Recht hätten, sie dessen zu berauben[1]. Als Familieneigenthum galten aber bloß die Häuser und die Geräthe, während das Land als Stammeseigenthum angesehen wurde, von dem jeder einen beliebigen Theil bebauen konnte.

[1] P. Colin in den Annales XV. 10.

5. Die Anfänge der protestantischen Mission auf Neu-Seeland[2].

Wir haben oben (S. 6) erzählt, welcher Art Leute es waren, die sich zuerst auf Neu-Seeland niederließen und die erste euro-

[1] Meinicke I. 325.

[2] Christmann, Oceanien, die Inseln der Südsee. Leipzig 1873. I. S. 38 ff. Wir folgen in dieser Erzählung dem protestantischen Verfasser, um keiner Parteilichkeit bezichtigt zu werden.

päische Ansiedlung zu Kororarika gründeten. Gern hätte die englische Regierung von Australien dem Unfug jener verwilderten Kolonisten gesteuert, allein es fehlten ihr dazu die nöthigen Mittel; der erste Anstoß zu einer Änderung dieser traurigen Zustände ging von dem anglikanischen Bischof Marsden von Neu-Süd-Wales aus. Am 19. November 1813 landete dieser mit einigen seiner Prediger zu Kororarika in der Inselbai, um den Versuch zur Gründung einer Mission zu machen. Um den Preis von 12 eisernen Haken kaufte er von den Häuptlingen von Rangihu ein Stück Land von etwa 100 Hektaren, auf welchem er Häuser errichtete und eine kleine Kolonie von 25 Europäern gründete. Nachdem die Kolonie eingerichtet, die Gärten und Felder bestellt waren, wollte er mit dem Predigen beginnen, allein die Eingeborenen dachten mehr daran, sich Feuerwaffen von den Europäern zu verschaffen, als eine neue Religion anzunehmen. Obschon angesehene Häuptlinge sich der protestantischen Prediger annahmen, gelang es diesen dennoch nicht, irgend einen nennenswerthen Erfolg zu erzielen. „Es ist eine Thatsache, daß beinahe 15 Jahre lang die Verbreitung der christlichen Lehre so gut wie keinen Fortschritt unter den Maori machte" (Christmann S. 39). Eine der Hauptursachen lag wohl darin, daß die Sendboten die Sache zu bequem anfaßten. Wenigstens erzählt Earle, ein englischer Maler, der im Jahre 1827 nach Neu-Seeland kam, daß die Missionäre den Eingeborenen gegenüber nichts gethan hätten, was ihnen deren Sympathien gewinnen konnte. „Sie hätten sich zu allererst ein gutes, starkes und bequemes Haus gebaut, mit Gräben ringsherum und mit Pallisaden, um sich gegen jeden Überfall von Seiten der Wilden zu schützen. Wenn dieß geschehen und das Haus gut ausmöblirt gewesen wäre, so hätten sie ihren Garten bepflanzt und nachher ihre Arbeitswerkzeuge ganz ruhig hingelegt, um sich mit Predigen zu unterhalten, statt den Eingeborenen mit Rath und That an die Hand zu gehen" u. s. w.[1] Allerdings war die Anwesenheit der wilden Gesellen aus Europa ein großes Hinderniß für die Prediger, und mit Recht suchten sie die Eingeborenen von dem Verkehr mit dem verdorbenen Gesindel von Kororarika abzuhalten; allein indem sie, um diesen Zweck zu erreichen, den Neu-Seeländern stets vorhielten, sie (die Maori) seien viel bessere Menschen als jene Weißen, gewöhnten sie dieselben daran, sich über alle Weißen zu erheben, wozu sie in ihrem grenzenlosen Stolze ohnedem schon sehr geneigt waren — und damit war dem Eingang des Christenthums ein neues Hinderniß in den Weg gelegt. Dazu kamen endlich noch die beständigen Kriege der Maoristämme unter einander. Jene, welche mit den Europäern am meisten verkehrten und von ihnen den Gebrauch der Feuerwaffen erlernt hatten, suchten die andern Stämme zu unterwerfen, und die Sendboten standen diesen Zwistigkeiten nicht ganz fern. Es scheint, daß sie durch die Unterstützung des kühnen und unternehmenden Häuptlings Hongi (oder Schunghi, wie er auch wohl genannt wird) sich auf Neu-Seeland eine Art Herrschaft gründen wollten. Bereits früher (1817) hatten sie sich von dem Gouverneur von Neu-Süd-Wales richterliche Gewalt über alle englischen Unterthanen auf Neu-Seeland ertheilen lassen; in Hongi hofften sie den Arm zu finden, der ihre Urtheile auszuführen vermöge. Allein sie hatten sich in ihm getäuscht, indem er für sich selbst und nicht für die protestantischen Missionäre ein Reich zu gründen suchte. Im September 1821 begann er seine Kriegszüge; ein benachbarter, am Süd-Ufer der Inselbai wohnender Stamm wurde überfallen, dessen oberster Häuptling in der Schlacht getödtet, und Hongi, der auf das Betreiben und mit der Unterstützung der Missionäre im Jahre vorher eine Reise nach England gemacht hatte, um das englische Christenthum und die englische Civilisation kennen zu lernen, — Hongi riß dem erschlagenen Feinde das rechte Auge aus, verschluckte es und trank das aus der Wunde fließende Blut; 1300 Mann sollen in diesem ersten Kampfe getödtet und gefressen worden sein. Bis zum Jahre 1827 setzte nun Hongi, den man wohl „Neu-Seelands Napoleon" genannt hat, seine Eroberungszüge fort; jeder siegreichen Schlacht folgten die schrecklichsten Feste, bei denen der Häuptling und sein Heer im Menschenfraß förmlich schwelgten. „Trotzdem nannte sich dieser wilde Kannibale ‚Freund der Missionäre' und verhinderte auch in der That, soviel er konnte, jede Gewaltthat gegen ihr Besitzthum."[1] Den ganzen nördlichen Theil der Nord-Insel bis zum Waikato hatte er erobert, als ein Schuß im Jahre 1827 seinem Leben und Wüthen ein Ende machte.

Kororarika.

Allein diese blutigen Kämpfe hatten die Maori erschöpft und so trat nach dem Tode Hongi's ein allgemeines Bedürfniß nach Frieden ein, welches den Bestrebungen der Missionäre sehr günstig war. Seit im Jahre 1823 ein Beschluß des englischen

[1] Christmann a. a. O. S. 39.

[1] Christmann a. a. O. S. 42.

Parlaments den obersten Gerichtshöfen von Neu-Süd-Wales und Tasmania die Jurisdiction über sämmtliche britische Unterthanen auf Neu-Seeland zugesprochen hatte, war dem Unwesen der europäischen Ansiedler in Kororarika ein Ende gemacht worden und die protestantische Mission machte jetzt wirkliche Fortschritte. Die Zahl der Missionsanstalten wuchs; mit denselben wurden Schulen verbunden, in denen die Maorikinder ihre eigene Sprache lesen und schreiben lernten; stattliche Kirchen erhoben sich, an denen die Söhne der Häuptlinge als Missionsgehilfen angestellt wurden.

Zu gleicher Zeit suchten indessen die Missionäre politischen Einfluß zu gewinnen; ihr erster Versuch mit Hongi war allerdings gescheitert, aber darum gaben sie ihr Vorhaben nicht auf. „Im Jahre 1833, zu einer Zeit, als etwa 1200 Europäer auf Neu-Seeland lebten, setzten sie es zunächst durch, daß die englische Regierung ‚auf die Bitten von 13 neuseeländischen Häuptlingen, sowie ‚zum Schutze der Eingeborenen und für die Sache der Humanität und Civilisation' nach Kororarika, als dem Mittelpunkte der Pakeha-Maori, d. h. der halbverwilderten europäischen Kolonisten, in dem Konsul Busby einen Vertreter schickte, welchen sie bei den Missionären akkreditirte." [1] Damit waren die Sendboten als die officielle Regierungsbehörde Neu-Seelands faktisch anerkannt — eine Anerkennung, die nur zwei Jahre später eine neue Bestätigung erhielt, als die englische Regierung das von den protestantischen Missionären besetzte Gebiet Neu-Seelands als „Konföderation der vereinigten Maori-Stämme" erklärte.

Dieser Zustand der Dinge würde die Begründung einer katholischen Mission durchaus unmöglich gemacht haben; denn was die protestantischen Sendboten unter Toleranz und Gewissensfreiheit verstehen, sobald sie die Macht in Händen haben, ist allbekannt; die ganze Missionsgeschichte von Polynesien liefert dafür die klarsten Belege. Aber durch eine besondere Fügung Gottes geschah es, daß dieser Zustand ein Ende nahm gerade um jene Zeit, als es der katholischen Kirche möglich wurde, nach Wiederherstellung und Neubegründung der alten Missionen in Asien und nach Eröffnung einer Mission in Australien, ihre Thätigkeit auch auf Polynesien auszudehnen. Im Jahre 1836 gründete Gregor XVI. das apostolische Vikariat West-Oceanien, welches ein ungeheueres Gebiet umfaßte, indem es alle Inseln östlich und nördlich von Australien vom 140.°—170.° westlicher Länge von Greenwich und vom 50.° südlicher bis zum 10.° nördlicher Breite einschließen sollte. Dieses neue Vikariat wurde der 1815 in Marseille gegründeten Congregation der Maristen übertragen, und Msgr. Pompallier, ein Priester dieser Congregation, zum ersten apostolischen Vikar ernannt. Am Tage vor Weihnachten 1836 schiffte sich Msgr. Pompallier mit vier seiner Ordensbrüder ein, um für die katholische Kirche von der neuen Mission Besitz zu ergreifen. Bevor aber der neue apostolische Vikar auf Neu-Seeland eintraf, hatte sich in England eine „Neuseeländische Compagnie" gebildet, welche sofort die Gründung Wellington's am Port Nicholson in der Cooksstraße in Angriff nahm und damit den Schwerpunkt der Ansiedlungen von den Missionsstationen im Norden weg nach dem Süden hin verlegte. Zu gleicher Zeit dachte auch die französische Regierung daran, Neu-Seeland für sich in Besitz zu nehmen, um dort eine Strafkolonie zu gründen. Diese Umstände veranlaßten die protestantischen Missionäre, welche namentlich eine französische Besitzergreifung fürchteten, die ihnen näher stehenden Häuptlinge „durch Vertheilung von wollenen Decken, Schießwaffen, Branntwein und was dergleichen diplomatische Überredungskünste mehr waren" [1], zu bestimmen, daß sie im Februar 1840 den Vertrag von Waitangi unterschrieben, durch welchen sie alle ihre Souveränetätsrechte für immer an die Krone von England abtraten. „Die eigentliche Bedeutung dieses Artikels," sagt Christmann, „wurde sicherlich nur von einem Theile der Contrahenten, nämlich den Engländern, richtig aufgefaßt." Wie dem aber sein mag, am 21. Mai 1840 wurde die Königin von England feierlich als Souveränin auf Neu-Seeland proclamirt. Neu-Seeland war jetzt eine britische Kolonie und so war der Boden vorbereitet, auf dem die katholischen Missionäre ihre Arbeit beginnen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Christmann a. a. O. S. 44.

Aus dem Leben eines Paria-Missionärs des 17. Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Bereits der hl. Franz Xaver hatte sich zur Unterstützung im Bekehrungswerk eifriger Neophyten bedient, die ihm gleichsam den Weg bahnten und in den Dörfern der Fischerküste die Heiden auf seine Ankunft vorbereiteten. Die Nachfolger des großen Apostels Indiens hatten diese Einrichtung beibehalten und weiter entwickelt, so daß sie stets einige Neubekehrte zu ihrer Verfügung hatten, welche in der Eigenschaft von Katecheten die heidnischen Dörfer bereisten, die christliche Lehre verkündeten und den Missionären vorarbeiteten. Auch P. Balthasar verstand es, sich mit einer Anzahl solcher zu umgeben und mittelst ihrer die besten Erfolge zu erzielen. Vortreffliche Dienste leistete ihm unter anderen der Katechet Dairiam (der Standhafte, Constantius), der früher selbst heidnischer Lehrer gewesen und, durch einen eifrigen Christen bekehrt, eine viertägige Reise unternommen hatte, um der Taufgnade theilhaftig zu werden. Als er in seine Heimath zurückkehrte und kein Abzeichen des Götzendienstes mehr an sich trug, wurde er von seinen Eltern und Verwandten sehr mißliebig aufgenommen. Auf alle Weise versuchten sie ihn vom Glauben abtrünnig zu machen. Bald wurden Schmeicheleien angewandt, und oft auch Drohungen und thatsächliche Mißhandlungen nicht gespart. Mit einer Ausdauer, die seines Namens würdig war, ertrug er längere Zeit alle Unbilden in der Hoffnung, über die Verblendung und Hartnäckigkeit der Seinen schließlich den Sieg davon zu tragen. Als er sich aber hierin getäuscht sah, verließ er Vater, Mutter und Gattin und stellte sich zur Verfügung des Missionärs mit der Bitte, ihn am Werke Gottes mitarbeiten zu lassen. Seitdem war er der eifrige und unzertrennliche Reisegefährte des P. Balthasar. Durch seine Kenntniß der indischen Wissenschaften, besonders auch durch seine Gesangsfertigkeit leistete er dem Pater die erheblichsten Dienste. Sobald sie in einem Dorfe ankamen, stimmte er ein religiöses Lied an. Die Inder lieben den Gesang un-

[1] Christmann a. a. O. S. 45.

gemein, und daher strömten alsbald die Dorfbewohner, Jung und Alt, herbei, den Sänger zu hören. Wie wir schon im Leben des P. de' Nobili berichteten, hatte dieser die hauptsächlichsten Religionswahrheiten in die Form von Liedern gebracht, und auf diese Weise fanden sie auch bei Heiden williges Gehör. Das war aber die beste Vorbereitung für die Predigt des Missionärs und zugleich ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für das Gedächtniß beim Erlernen der Heilswahrheiten. Als Beleg hiefür erzählt P. Balthasar von einem armen Blinden in Trichinopoli, der neben vielen Liedern über das Leiden Christi, über Mariä Schmerzen, über den Sturz der Engel u. s. f. zwei große Vertheidigungen des Christenthums in Liederform, die eine von 700, die andere sogar von 2000 Versen auswendig sang. Ein Katechet des P. Balthasar, Namens Mariadassi (Diener Mariens), zeichnete sich gleichfalls durch seine Gesangskunde aus. Er lebte in freiwilliger Armuth von Almosen und verlangte als Lohn für seine Dienste nur die Vergünstigung des öftern Empfanges der heiligen Communion. „Er ist," so schildert ihn P. Balthasar, „immer fröhlich und zufrieden, wohin man ihn auch schicken möge, sei es bei Tag oder Nacht, bei Hitze und Sonnenschein oder bei Regen und Wind, mit oder ohne Reisegeld: auf alle Befehle hat er nur eine Antwort: ‚pak kiam,' d. h. ich bin glücklich; so froh ist er, wenn man seine Dienste fordert. Er ist zwar weit davon entfernt, ein Gelehrter zu sein, hat sich aber doch durch seine Streitreden mit den Heiden einen berühmten Namen gemacht. ‚Ich weiß,' pflegt er sich manchmal zu äußern, ‚nur eine einzige Liederstrophe; das ist mein ganzer Waffenvorrath, mit dem ich die Heiden und Götzenpriester bekämpfe, wenn sie es wagen wollen, sich mit mir zu messen. Und,' fügt er dann mit naivem Selbstbehagen bei, ‚ich habe noch nie meine ganze Wissenschaft anwenden müssen. Ich trage die Hälfte meiner Strophe vor und dann begebe ich mich daran, deren Sinn zu entwickeln, und das hat noch immer ausgereicht, um alle meine Gegner kampfunfähig zu machen; die zweite Hälfte bewahre ich als Reserve auf für Gelegenheiten von höchster Wichtigkeit.'" Auch unter den so verachteten Parias fanden sich Männer voll Eifer und Geschick. Folgendes Beispiel, das P. Balthasar in einem seiner Briefe mittheilt, beweist zur Genüge, wie viel Edelmuth und feiner Sinn selbst in dieser so gering geschätzten Kaste durch das Christenthum geweckt wird. Außer den eigentlichen Katecheten gebrauchte er nämlich auch andere Christen vornehmen und geringen Standes, die, ohne den Titel Katechet zu führen, doch deren Obliegenheiten ausübten. Einer von diesen nun gewann einst 30 vornehme Heiden auf einmal, unterrichtete sie und führte sie zum Missionär. Und wie rührend war die Art und Weise, in welcher er dieselben vorstellte! Als er mit seinen 30 Neubekehrten erschien, warf er sich dem Missionär zu Füßen und bat ihn um Verzeihung für die Kühnheit, die er gehabt, indem er, ein unwissender Paria, ohne die Eigenschaft eines Katecheten zu besitzen, diese Katechumenen unterrichtet habe. Er sprach mit solchem Ausdruck der Reue und Demuth, als gälte es, für ein Verbrechen Verzeihung zu erflehen. Doch glaube man ja nicht, daß es ihm so ganz ernst war; im Grunde war er herzlich froh und wußte auch, daß der Pater nichts weniger als ungehalten sein würde. War also sein Benehmen sein berechnete Heuchelei oder Verstellung? Durchaus nicht. Es war allerdings eine Höflichkeitsformel, aber eine aufrichtig gemeinte, die aus einem wahren Gefühle hervorging, und alle, die Katechumenen sowohl als der Pater, verstanden dieses sehr gut; für erstere war es ein taktvolles Compliment, für letzteren eine Entschuldigung, daß der Paria dessen Erlaubniß nicht abgewartet, und eine einladende Bitte, ihm diese Bevollmächtigung eines Katecheten für die Zukunft zu verleihen. „Solche Charakterzüge beweisen," fügt P. Balthasar bei, „daß die Inder durchaus nicht gefühllos oder stumpfsinnig sind, wie man es manchmal glauben könnte."

Die Katecheten waren dem Missionär auch dadurch von großem Nutzen, daß sie ihm die Wege zu den Herzen der Heiden bereiteten und oft in heidnischen Dörfern die ersten Anfänge einer christlichen Gemeinde bildeten. Einer seiner wackersten Mitarbeiter war der Katechet Peter Xaver. Hören wir zum Belege dafür die Erzählung des Paters über seinen Ausflug nach Sattiamangalam, einer großen Stadt 30 Meilen nordwestlich von Trichinopoli. Während der Pater die Gemeinde von Carur besuchte, war der Katechet vorausgereist und hatte für das Christenthum erfolgreich gearbeitet. Schon in Sangalarneri erwartete er nun den Pater mit einer Schaar Heiden, die alle vom Verlangen beseelt waren, sich unterrichten zu lassen.

„Ich konnte," erzählt P. Balthasar, „ihre Einladung, mich länger bei ihnen aufzuhalten, nicht annehmen, da ich in einem nahegelegenen Dorf bereits von hundert Katechumenen erwartet wurde. In der That kamen mir auch diese bald prozessionsweise entgegen, von einem ganzen Schwarm Heiden begleitet; sie begrüßten mich nach Landessitte, d. h. sie warfen sich auf den Boden nieder und begehrten den heiligen Segen. Ich kann Ihnen die Freude nicht schildern, die ich beim Anblick dieser Neubekehrten empfand; alle waren aus angesehenen Kasten und mächtig von der Gnade angezogen, und was mir am meisten Verwunderung erregte, war, daß diese stolzen Heiden alle durch einen verachteten Paria bekehrt worden waren. Dessen Reden über Religion hatten in ihnen das Verlangen nach dem Glauben wachgerufen; der Katechet Peter Xaver hatte dann den Unterricht des Paria ergänzt. Ihre Stimmung war die beste; es fehlte nur noch die Probe der Verfolgung. Auch diese kam. Ein heidnischer Büßer war die Veranlassung. Er pflegte um Almosen zu betteln und die heilige Götzenasche anzubieten. Als er nun bei diesen Neubekehrten keine Beachtung mehr fand, ergrimmte er und versammelte eine Anzahl seiner Zunftgenossen. Diese überfallen die Katechumenen, mißhandeln sie gröblich und wollen sie mit Gewalt zu den heidnischen Gebräuchen zurückführen. Besonders aber haben sie es auf Peter Xaver abgesehen. Als sie seiner ansichtig werden, werfen sie sich auf ihn, überhäufen ihn mit Schmähungen und speien ihm in's Gesicht. Er trocknet sich ruhig ab, ohne ein Wort zu erwiedern oder eine Erregung zu zeigen. Diese Ruhe vermehrt nur ihren frechen Ungestüm; schon will ihm einer aus der Bande den Todesstreich versetzen, als der Ortsvorsteher, durch den Lärm aufmerksam gemacht, herbeieilt und dem Angreifer Einhalt gebietend zuruft: ‚Hast du etwas gegen ihn und seine Lehre, so setze ihm mit Gründen und Beweisen zu; denn so und nicht durch Gewaltthaten geziemt es sich, die Religion zu vertheidigen.' Die Büßer kannten die Gewandtheit des Katecheten noch nicht, und nahmen daher den Vorschlag einer Disputation an. Jedoch hatten sie das gar bald zu bereuen. Peter Xaver, der bisher unbeweglich geblieben war und sanft wie ein Lamm, erhebt sich, als es gilt, den Glauben, den er bisher durch Geduld bekannt, mit Gründen zu vertheidigen. Er durchgeht die verschiedenen Sekten der Inder und beweist den Büßern durch ihre eigenen Aufstellungen, daß keine derselben im Stande sei, den Menschen zur Seligkeit zu führen. Er führt das Lächerliche und Widerspruchsvolle in ihren Behauptungen in so einleuchtender Beredsamkeit vor, daß bald alle Umstehenden ihm Beifall geben, und die Büßer, einer nach dem andern, mit Schmach bedeckt sich aus dem Staube machen. Die Frucht dieser ganzen Scene war, daß 150 Zuschauer sich für den christlichen Unterricht meldeten.

So fand ich die Sachlage bei meiner Ankunft. Der Katechet hatte aus Klugheit die äußeren Zeichen des Aberglaubens noch nicht angegriffen. Das überließ er mir. Der erste Tag verging in der Entgegennahme der Besuche, welche die Heiden dem neuen Lehrer machten. Ich erwies ihnen viel Liebe und Hochachtung und sprach nur im Allgemeinen von der Eitelkeit der Dinge dieser Welt, von der Kürze des Lebens, der Gewißheit des Todes und von der Ewigkeit und ermahnte sie alle, sich des wahren Weges dazu zu versichern. Aber bald mußte ich auf die eigentliche Sache eingehen. Ein junger und vornehmer Mann warf sich mir voll Ungeduld, den wahren Weg zum Heile kennen zu lernen, zu Füßen und betheuerte, sich nicht erheben zu wollen, bis ich ihn erhört hätte. Ich verabschiedete nun die Heiden, versammelte die Katechumenen und theilte sie in fünf Klassen nach dem Grade ihres Glaubensverständnisses. Sodann begann ich im Verein mit meinem Katecheten sie zu unterrichten. Diese Übungen nahmen Morgens und Abends die Zeit von 4—9 Uhr in Anspruch. Was noch vom Tag übrig blieb, wurde anderen Besuchen gewidmet, so daß ich die Zeit für meine Gebete und das Brevier mir am Schlaf abbrechen mußte. Diese anstrengende Arbeit dauerte 14 Tage, und ich betrachte es als einen besonderen Schutz der Vorsehung, daß ich ihr nicht unterlag. Ich ward aber auch reichlich dafür entschädigt durch das Glück, 100 Neubekehrte taufen zu können. Glückliche Arbeit, die so süße Augenblicke im Gefolge hat!

Die Freude der Neugetauften war unbeschreiblich. Doch sie hatten sich dieselbe durch einige Siege erkaufen müssen. Die erste Schwierigkeit, die ihnen, wie ich glaube, vom bösen Geiste eingegeben wurde, war die Furcht vor der Heiligkeit und Erhabenheit des christlichen Sittengesetzes. Dazu gesellte sich ein lebhaftes Gefühl der Schwäche und Verderbtheit der menschlichen Natur, und einige Zeit hatte es ihnen geschienen, als wäre ein so heiliges Gesetz für ihre Anlagen eine Unmöglichkeit. Sie verfielen in lebhafte Trauer. Ich litt dabei Unsägliches. Endlich nach langen Gebeten klärte sich der Himmel wieder auf; der Sturm der Versuchung war vorbei. Diesem folgte ein zweiter, aber von minder ernster Bedeutung. Die Büßer hatten ihre neuliche Niederlage noch nicht verschmerzt. Sie wollten ihre Ehre retten, vereinigten sich daher in noch größerer Anzahl und riefen die Gefeiertesten und Gewandtesten zusammen. Zur Aushilfe im Redekampfe brachten sie auch eine Anzahl Bücher mit, die sie auf einen stattlichen Ochsen geladen hatten. Dieser schritt wie stolz auf seine gelehrte Last an ihrer Spitze einher und sie folgten im Bewußtsein eines sichern Sieges. Da auf einmal — ein erschreckendes Wahrzeichen! — gerathen die Bücher in Unordnung und fallen zu Boden. Alle erbleichen, bleiben wie angewurzelt stehen und halten Rath, was in dieser höchst bedenklichen Lage zu thun sei. Nach heftiger Hin- und Widerrede wird endlich festgestellt, daß dieser Unfall ein großes Unglück bedeute, das ihnen zustoßen würde, falls sie sich auf den beabsichtigten Streit einließen. Doch der Streitmuthigste unter ihnen stimmt diesem Beschlusse nicht bei. Er rafft eilig einige Bücher vom Boden auf, steckt sie unter den Arm und beginnt eine Rede der Ermunterung. Er tadelt die Feigheit und den übereilten Schrecken und beweist ihnen des Langen und Breiten mit den triftigsten Gründen, die Bücher seien nicht durch Götterfügung gefallen, sondern weil man sie auf dem Rücken des Stieres nicht gut befestigt habe. Aber — neues Unglück! — in Folge seiner eifrigen und hitzigen Rede macht er einige heftige Gestikulationen, und die Bücher, die er unter seinem Arm hat, fallen von Neuem. Nun ist's mit aller Rede und Berathschlagung zu Ende — das düstere Vorzeichen ist handgreiflich bestätigt. Die Büßer stieben erschreckt auseinander, der muthige Redner selbst gibt zuerst das Beispiel der Flucht. Bald spricht man in der ganzen Umgegend von dem Ereignisse; Heiden und Christen machten sich auf Kosten der Büßer darüber lustig. Indessen erhob sich eine neue Schwierigkeit. Unsere Gegner veranlaßten ein Gesetz, das alle bei strenger Strafe verpflichtete, an den Opfern Theil zu nehmen. Das war zwar ein Blitzstrahl für unsere Neubekehrten, aber dennoch wurde keiner wankend. Trotzdem war meine Besorgniß groß, und da die Heiden eben Vorbereitungen zu einem Hauptfeste ihrer Götzen trafen, mußte ich nothwendig darauf bedacht sein, ihnen zuvorzukommen. Ich empfahl mich Gott, machte das Gelübde, zu Ehren des hl. Franz Xaver eine Kirche zu bauen und 30 Messen für die armen Seelen zu lesen, und entschloß mich, nach Sattiamangalam zum Besuche des Nayaker (Fürsten) zu reisen. Viele riethen mir zwar davon ab, aber ich hielt es für das Beste. Abends langte ich daselbst an. Ich übernachtete in der Vorhalle einer Pagode. Das Gerücht war mir schon vorangeeilt und so hatte ich einen großen Theil der Nacht Besuche von Neugierigen und mußte ihnen über die Religion Rede und Antwort stehen. Am Morgen begannen die Besuche von Neuem; da ich aber befürchtete, die Büßer möchten meine Pläne durchkreuzen, endete ich diese Unterredungen und vertraute fünf Heiden, die ich in der Nacht als Katechumenen gewonnen hatte, dem Katecheten Peter Xaver an nebst einer großen Zahl anderer für die Religion günstig Gestimmter. Ich ging geraden Wegs zu dem Palast des Fürsten, ohne mich einführen zu lassen. Denn ich wußte von P. de' Nobili her, daß die Höflinge nur dazu gut seien, um Schwierigkeiten zu machen und Geld zu erpressen. Gott begünstigte meinen Plan; zum Erstaunen Aller und gegen seine sonstige Gewohnheit ließ mich der Fürst alsbald vor. Ich machte ihm einige seltene Gegenstände zum Geschenke. Darunter erregte ein Glasprisma seine größte Bewunderung. Er wurde nicht müde, es zu betrachten; am meisten erstaunte er über die Kunst, die es verstanden habe, in ein so kleines Stück eine unendliche Verschiedenheit von lebhaften Farben einzuschließen, die sich über ein weites Feld verbreiteten; er fragte, woher dem Dinge die Kraft käme, alle Gegenstände mit seinen Farben zu bekleiden. Gleiches Erstaunen ergriff auch die Brahminen, die ihn umgaben; aber bald gaben sie sich an die Erklärung dieser Erscheinungen, und es war zum Todtlachen, welch blühenden Unsinn sie um die Wette mit einander vorbrachten. Über eine Stunde wurde der Bewunderung des Prisma gewidmet; dann erst fragte mich der Fürst um den Zweck meines Besuches. Ich bat einfach um die Erlaubniß, ‚das wahre geistliche Gesetz' frei predigen zu dürfen. Nach einigen Gegenreden und Erklärungen ward sie mir wirklich bewilligt zum großen Ärger der Büßer, die sich nun darauf verlegten, die albernsten Gerüchte über meine Zaubermacht auszusprengen.

Nach den indischen Begriffen von Anstand und guter Sitte verlangt es beim Besuche einer hochgestellten Person die Höflichkeit, zu warten, bis man verabschiedet wird. Der Empfänger des Besuches glaubt seinerseits den Besuchenden dadurch ehren zu müssen, daß er ihn möglichst lange bei sich zurückhält — eine treffliche Erfindung, um beiderseits Zeit bis zum Ueberdruß verlieren zu müssen. Nur in wirklich dringenden Fällen darf man um seine Verabschiedung bitten; aber auch da weiß die indische Höflichkeit noch einen Ausweg; man bittet nicht um die Erlaubniß, sich zu entfernen, sondern wieder kommen zu dürfen. So mußte denn auch ich beim Fürsten bleiben, so lange es ihm gefiel. Er behielt mich acht Tage, um mir handgreiflich zu zeigen, wie sehr er mich schätze; alsdann schickte er mir Höflinge, die mir gegenüber das Ceremoniel des Abschiedes aufführen mußten. Sie warfen sich mir zu Füßen und breiteten da das gewöhnliche Geschenk aus, welches in einem Stück kostbaren Stoffes bestand, auf dem das Patent meiner Erlaubniß zum Predigen lag. Ich dankte dem Fürsten für seine Güte und versprach, ihn bei meiner Rückkehr von Trichinopoli zu besuchen. Dorthin riefen mich wichtige Geschäfte.

Auf diese Nachricht hin glaubten die Büßer die erhaltene Schlappe durch einen anderen Kniff ausgleichen zu können. Um neun Uhr Abends ließen sie mir melden, daß einige Gelehrte mich zu sprechen wünschten; sie bäten mich daher, den folgenden Tag noch zu bleiben. Ihre Absicht dabei war, wie ich wohl merkte, auszusprengen, ich sei nur aus Furcht vor dem angebotenen Religionsgespräch abgereist. Daher antwortete ich, daß ich trotz der dringen-

den Geschäfte, die meine Abreise erheischten, noch einen Tag bliebe; sie sollten sich also nur einfinden. Sie waren im eigenen Netz gefangen, errichteten in aller Eile mit Bambusstäben und Palmblättern als Dachbekleidung einen Versammlungssaal und luden mich dahin ein. Ich schickte jedoch als Antwort zurück, daß ich mit Ausnahme des Fürsten keinem Menschen einen Besuch schuldete, wollte Jemand mit mir sprechen, so solle er nur zu mir kommen. Daraufhin ließen sie mich in aller Höflichkeit ersuchen, mich doch an den Ort der Versammlung begeben zu wollen, denn mein Wohnhaus sei für die große Menge nicht geräumig genug. Der Grund war vernünftig, und ohne mir etwas zu vergeben, konnte ich jetzt darauf eingehen. Am Orte selbst fand ich die Büßer und eine unübersehbare Menge von Leuten versammelt. Bei meiner Annäherung erhoben sich alle, um mich zu grüßen; als ich mich setzte, nahm Jeder seinen Platz ein und tiefe Stille herrschte. Ich fragte sodann die Büßer nach dem Zwecke ihres Besuches. Ein heidnischer Pandaram, der die Ehre des Tages retten sollte, gab zur Antwort: ‚Wir haben gehört, daß du den wahren Gott lehrst, und wir sind gekommen mit dem Verlangen, ihn zu sehen und dich zu bitten, ihn uns zu zeigen.' Ich durchschaute gleich die neue List, die sie ersonnen hatten, um einem regelrechten Redekampfe auszuweichen. In der That war es umsonst, ihnen zu bemerken, daß Gott als reiner Geist sich dem Verstande und nicht den körperlichen Augen zeige. Sie unterbrachen mich und schrieen, es handle sich nicht um Ausreden; sie wollten meinen Gott sehen, und könnte ich denselben nicht zeigen, so sei ich eben ein Betrüger; dabei lärmten sie alle zusammen in der Weise, daß sie mein Wort völlig erstickten. Um diesen kindischen Kniff zu vereiteln, mußte ich auf einen Knalleffect denken, der im Stande wäre, die Aufmerksamkeit zu fesseln. Ich erhob mich daher plötzlich mit stolzer Miene, wandte mich gegen die Zuschauer und erhielt wirklich durch meine gebieterische Haltung etwas Ruhe. Mit lauter Stimme rief ich nun: ‚Sehet da die Böswilligkeit dieser Büßer! Gestern Abend baten sie mich, meine Reise aufzuschieben, um eine Unterredung mit mir zu halten; ich willigte in ihre Bitten ein in der Meinung, daß Männer, die den Titel der Gelehrten in Anspruch nähmen, auch denen Würde achteten. Nun aber seid ihr selbst Zeugen, wie sie, um die Unterredung unmöglich zu machen, mir lächerliche und eines vernünftigen Mannes unwürdige Fragen vorlegen, während sie sich weigern, auf die meinigen zu antworten, und mich am Reden hindern. Eine solche Unbilde darf ich nicht ertragen; deßwegen soll unsere Unterredung vor dem Fürsten statthaben. Ja,' wiederholte ich, mich zu den Büßern wendend, in einem noch feierlicheren Tone, ‚vor dem Fürsten soll unsere Unterredung gehalten werden, und er sei der Richter' — und ich machte Miene, gegen den Palast aufzubrechen. Die Büßer waren ganz verdutzt und baten mich, zu bleiben. In langer Rede entwickelte ich nun die Lehren über Gottes Wesen und Eigenschaften. Meinen Beweisen wußten sie nichts entgegenzusetzen, und als sie erklärten, sie hätten jetzt genug gehört und sich zurückzogen, begleiteten sie die Spottreden und das Hohngeschrei der ganzen Versammlung."

Dergleichen Vorfälle wirkten gut für die Verbreitung des Christenthums. Ebenso machte das geordnete und musterhafte Leben der Neugetauften inmitten der heidnischen Zuchtlosigkeit einen heilsamen Eindruck auf ernstere und nachdenkende Heiden. P. Balthasar schreibt darüber in einem Briefe aus dem Jahre 1644 an P. Caraffa, den damaligen General der Gesellschaft Jesu: „Der Glaube meiner Neubekehrten entzückt mich; ich weiß nicht, soll ich an demselben mehr den Muth der Martyrer oder die kindliche Einfachheit bewundern. Er macht alle Gegenstände und Abzeichen der Religion höchst werthvoll in ihren Augen. Dazu gesellt sich eine Unschuld und Sittenreinheit, die in diesem lockeren und zuchtlosen Lande ein Wunder zu nennen ist. Obgleich ihr ganzes Leben ein fortwährendes Fasten heißen könnte, so weiß sich ihr Bußgeist doch noch von dem spärlichen Mahle etwas abzuziehen; fast alle fasten jeden Samstag, viele auch am Freitag und mehrere obendrein noch am Mittwoch, und fasten heißt hier nur einmal gegen Sonnenuntergang eine einfache Mahlzeit einnehmen. Das musterhafte Tugendleben ist für die Heiden der handgreiflichste Beweis von der Göttlichkeit des Christenthums. Denn Gott allein, sagen sie, kann in den Sitten seiner Anbeter so staunenswerthe Veränderungen hervorbringen. Daher ist es auch gar nicht selten, daß heidnische Eltern ihre sterbenden Kinder zu Christen bringen und für sie, „damit sie in die Freuden des Himmels eingehen können", um die heilige Taufe bitten.

Neulich hatte sich ein junger Heide, überrascht durch das eingezogene Betragen der Christen, den Katechumenen angeschlossen. Seine Freunde und Verwandten gaben sich alle Mühe, ihn davon abzubringen. Vergebens. Endlich machten sie einen Hauptangriff. Seine junge Frau, ganz in Thränen gebadet, den zarten Sprößling auf dem Arm, beschwor ihn bei seiner väterlichen Liebe und Zärtlichkeit, Mitleid mit ihr und dem Kinde zu haben. Doch der wackere Streiter Christi siegte über die Stimme der Natur, er entwand sich den Umarmungen und Liebkosungen der verblendeten Gattin und kam in die Kirche zur Anhörung des Unterrichtes. Seine Frau verfiel darüber in unbeschreibliche Wuth und Verzweiflung und beschloß, ihrem Leben ein Ende zu machen. Sie wollte sich erhängen. Glücklicher Weise fanden sie einige Verwandte und schnitten sie noch rechtzeitig los. Man benachrichtigte alsbald den Gatten hievon. Mit indischer Kaltblütigkeit entgegnete er: „Das Heil meiner Seele ist mir mehr werth, als das Leben meiner Frau. Wenn der Unterricht zu Ende ist, will ich sie besuchen." Diese Antwort, die allerdings nach europäischen Begriffen etwas hart und rücksichtslos klingt, erfüllte die Heiden mit Erstaunen. Sie waren überzeugt, daß nur die klar erkannte Wahrheit eine solche Festigkeit der Gesinnung verleihen könne, und die meisten von denen, die ihm bisher so sehr zugesetzt hatten, kamen auf dieses hin zugleich mit seiner Frau und begehrten Unterricht und Taufe.

Andere Male gaben die christlichen Feste einen Anlaß für die Heiden, das Christenthum kennen und lieben zu lernen. So hatte 1643 P. Balthasar in der Nähe von Trichinopoli eine „heilige Krippe" errichtet. Der Zudrang der Gläubigen war ein ungeheurer. Prozessionsweise zogen sie beim Schalle des Tam-tam, der Trommeln und Trompeten und unter Böllerkrachen (au milieu des détonations de pétards, II. 344) heran. Die Neugierde lockte zahlreiche Schaaren von Heiden herbei, am letzten Tage der Oktav hatten auch sie freien Zutritt zur Krippe, und an diesem einen Tage baten 30 Heiden um Zulassung zu dem christlichen Unterricht. In gleicher Weise wurden die Heiden durch die aufopfernde Nächstenliebe der Christen gewonnen. Besonders war dieses 1647 in der Gemeinde des P. Balthasar der Fall. Eine pestartige, ansteckende Krankheit wüthete drei Monate lang daselbst. Das war eine Gelegenheit des Eifers für die armen Pariachristen. Als wahre Apostel drangen sie in die Häuser, besorgten die Kranken, die von den heidnischen Anverwandten aus feiger Todesfurcht waren verlassen worden, und unterrichteten sie im Glauben. Eine Predigt, die durch solche Aufopferung und solche Wohlthaten unterstützt wurde, fand leicht Gehör; die Heiden, die sich bewußt waren, bisher den Christen nur Unbilden zugefügt zu haben, waren voll Bewunderung für eine so uneigennützige Liebe und

viele öffneten ihr Herz dem Glauben. Deßgleichen machte auch die Uneigennützigkeit der Katecheten bei vielen Anlässen einen wohlthuenden Eindruck auf die Heiden. Sie waren gewöhnt, von den Gurus, den heidnischen Lehrern und Verkündern des Vedaglaubens, förmlich ausgebeutet zu werden, während die Katecheten jede Belohnung zurückwiesen und das Gesetz des wahren Gottes umsonst predigten und lehrten.

(Schluß folgt.)

Zeilah.

(Nach Mittheilungen des hochw. **P. Johannes Damascenus,** aus dem Kapuzinerorden.)

An der Ostküste Afrika's, beinahe an der Spitze des Golfes von Aden, liegt Zeilah (oder Sela), eine Hafenstadt mit einer Bevölkerung von etwa 5000 Seelen. Vor wenigen Jahren wurde sie vom Sultan Abdul-Aziz dem Khedive von Ägypten abgetreten und hat von da an die Aufmerksamkeit der Europäer auf sich gezogen. In der That hat der Ort eine ziemlich hohe Bedeutung, da die Karawanen aus dem Lande der Gallas hierhin ihre Waaren bringen. So kann es uns nicht auffallen, wenn jetzt schon häufig englische Dampfer von Aden herüberkommen und Griechen und Engländer sich hier niederlassen, um Handelsverbindungen anzuknüpfen. Die ägyptische Regierung scheint diesen Wünschen entgegenzukommen; denn sie hat die alte von den Türken erbaute Stadtmauer abtragen lassen und aus dem Material einen Hafendamm von ungefähr 1000 m. Länge aufgeführt, der den an und für sich schon sichern Hafen noch besser beschützt und das Löschen der Schiffsladungen erleichtert.

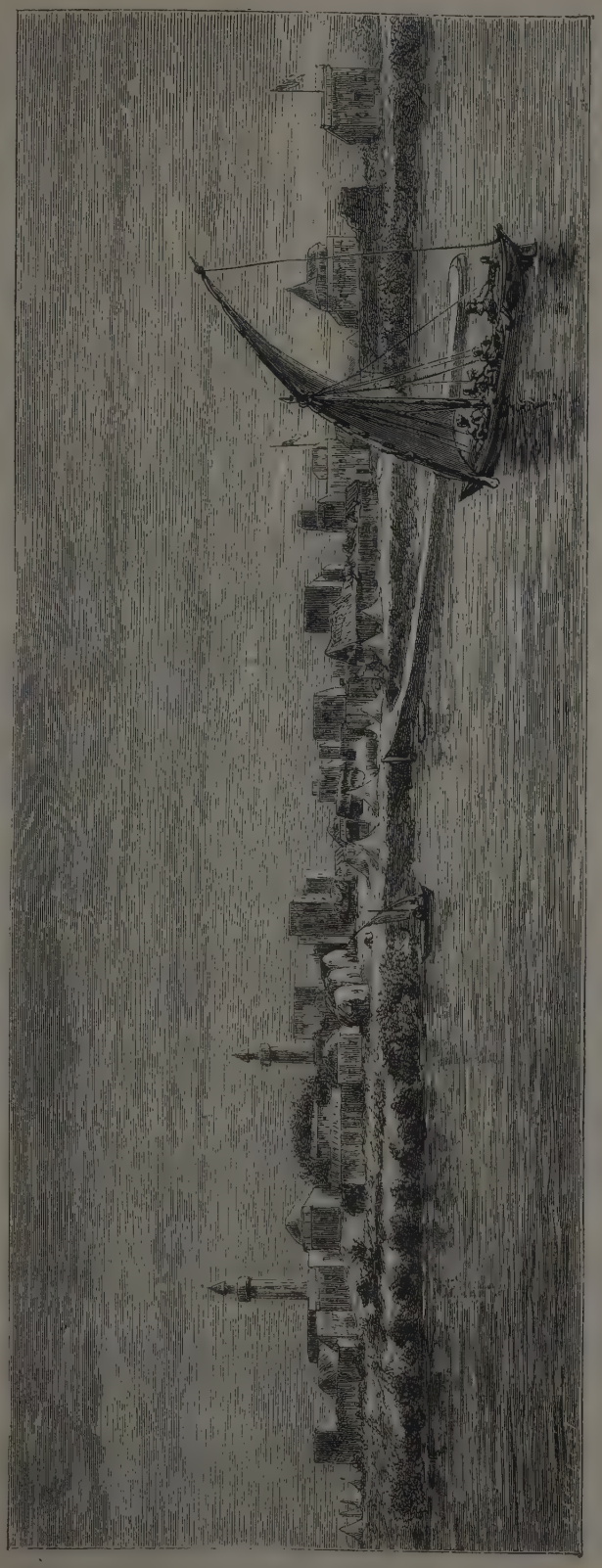
Zeilah hat also Stadtmauern gehabt — und auch eine Geschichte. Ein äthiopischer Fürst, so erzählt man, wurde von seinen undankbaren Unterthanen vertrieben und fand in dem von Arabern gegründeten Reiche Adel und zwar in dem damals unbedeutenden Orte Zeilah eine sichere Zuflucht. Er nahm den Glauben Muhammeds an, ehelichte die Tochter des Königs von Adel und gelangte schließlich selbst zum Thron. Von ihm schreibt sich die Feindschaft her, welche zwischen den Reichen Adel und Abyssinien bestand und in steten Kriegen ihren Ausdruck sowohl als immer neue Nahrung fand. Die Abyssinier zogen in diesen Kämpfen meist den Kürzeren, so daß der äthiopische Kaiser David sich schließlich an den König Johann III. von Portugal um Hilfe wenden mußte. Auf sein dem Könige und dem Papste gegebenes Versprechen, zur katholischen Einheit zurückzukehren, kam Christoph de Gama in's Land und errang anfangs einige Vortheile. Als aber arabische Fürsten von Mekka aus dem König von Zeilah 2000 Musketiere und die Türken 900 Mann Hilfstruppen mit Geschützen schickten, erlag Christoph de Gama der Übermacht; er wurde gefangen genommen und getödtet, da er sein Leben um den Preis der Apostasie zu erkaufen verschmähte. Am Orte, wo sein Haupt fiel, brach eine Quelle hervor, deren Wasser lange Zeit sich gegen unheilbare Krankheiten wirksam erwies; so meldet die Überlieferung. Die Überreste des Blutzeugen wurden später gesammelt. Unterdessen hatten sich die der Niederlage entronnenen Portugiesen wieder gesammelt und mit den von Davids Nachfolger Claudius befehligten Abyssiniern vereinigt. So verstärkt griffen sie die Truppen des Königs von Zeilah wieder an und besiegten sie vollständig. Dieser Sieg der Portugiesen rettete Abyssinien wenigstens für das Christenthum, wenn auch die Treulosigkeit der folgenden Kaiser das von ihrem Ahnherrn David gegebene Versprechen freventlich brach. Das Reich Adel aber und Zeilah erholten sich von diesem Schlage nicht wieder.

Noch jetzt führt hier der Halbmond die unbestrittene Herrschaft. Ob mit der alten Stadtmauer auch die alte Herzensverstocktheit gefallen ist? Sicherlich nicht. Hier wie anderwärts geben die Muselmänner wenig Aussicht auf baldige Bekehrung. In jüngster Zeit sahen sich katholische Missionäre wiederholt zu einem unfreiwilligen Aufenthalte daselbst genöthigt, nämlich die Kapuzinerpatres aus der Toulouser Provinz, welche mit der Mission in Aden und in dem Gallaslande betraut sind. Früher bereits hatte der Obere der Mission, P. Dominikus, bei einem Versuche, von Zeilah aus in das Land der Gallas vorzudringen, einige Zeit in dieser Stadt verweilt. Vielversprechend war der Empfang, welchen Emir Abu-bekr ihm zu Theil werden ließ: dennoch mußte er nach längerem Aufenthalte, welcher keine andere Frucht als die der Leiden getragen hatte, diesen undankbaren Acker verlassen. Neuerdings hat P. Johannes Damascenus, nachdem ein Versuch, von Abyssinien aus zu den Gallas zu gelangen, gescheitert war, sich zu dem gleichen Zwecke nach Zeilah begeben. Drei lange Monate harrte er hier aus, nach einer Gelegenheit spähend, sich einer Karawane anzuschließen. Zwei französische Familien, mehrere Abyssinier und Armenier, welche Alle auf die gleiche Gelegenheit warteten, schlossen sich ihm an. An dem unwirthlichen Gestade des Meeres, unter einer stets sengenden Sonne, schlug er sein Zelt auf. Hier wohnte er mit Ludwig, seinem Dolmetscher, und mit einem braven Normannen, den er zuerst in Abyssinien und dann in Aden kennen und als einen wirksamen Förderer seiner apostolischen Unternehmungen schätzen gelernt hatte. Einige Katholiken fanden sich ein und verlangten der heiligen Messe, welche täglich im Zelte gefeiert wurde, anwohnen zu dürfen. Am Sonntage verwandelte sich daher die Wohnung des Missionärs in eine Kapelle. Weiße Vorhänge entrückten profanes Geräthe den Blicken der Andächtigen; an dem Zeltpfosten prangte eine Statue U. L. Fr. von Lourdes; von der Decke hingen Papierlampen herab. Die Armuth der Einrichtung hinderte aber die Andacht nicht. Konnte der Missionär auf diese Weise einigen verlassenen Katholiken einige Dienste leisten, so war es ihm auch vergönnt, wenigstens eine Seele zu Gott zurückzuführen. Einer von den eben erwähnten Abyssiniern wurde krank und bat um die ärztliche Hilfe des Missionärs. Bald enthüllte er demselben auch die viel gefährlichere Krankheit seiner Seele: er hatte zur Zeit, wo Adel und Zeilah noch jedem Christen verschlossen waren, seinen Glauben abgeschworen. Auf Zureden des Paters entschloß er sich, seinen Fehltritt wieder gut zu machen, indem er — nicht zum Schisma, sondern in den Schooß der einzig wahren katholischen Kirche zurückkehrte.

Und welchen Einfluß gewann der Missionär auf die muhammedanische Bevölkerung? — Von Bekehrungen war hier noch keine Rede, aber doch begannen die Leute den christlichen Missionär freundlicher und liebevoller anzusehen und zu behan-

deln. Dieser hatte einen kleinen Vorrath von Arzneien mit sich gebracht, welche ihm in seiner Mission und auf der Reise dahin von Nutzen sein konnten. Bald bot sich in Zeilah selbst Gelegenheit, von denselben einen heilsamen Gebrauch zu machen. Unter den Kranken, an welche P. Johannes Arzneien vertheilte, befand sich auch ein von den einheimischen Doktoren aufgegebener Patient, der erste Sekretär des Emir Abu-bekr. Den Bemühungen jenes vorhin erwähnten Normannen gelang es, ihn vollkommen wiederherzustellen. Gleich beim Beginn der Kur hatte der Kranke, wahrscheinlich aus Furcht, auch von dem fremden Arzt wieder aufgegeben zu werden, diesem viel Geld angeboten. „Behalte dein Geld," gab ihm der Normanne zur Antwort, „wenn du geheilt bist, magst du den Armen 15 Thaleris geben." — „Zwanzig will ich geben," erbot sich jener, „und einen Ochsen noch dazu schlachten." Als Omer Pascha von der Uneigennützigkeit des Christen hörte, rief er aus: „Wahrhaftig, das hätte ein Muselmann nimmermehr gethan!"

Eines Tages begleitete der Dolmetscher Ludwig den Missionär über die Straße, als aus einem Hause der Zuruf erscholl: „Wie! junger Mann, du gehst mit dem Kinderfresser um?" Kaum waren ein paar Wochen verstrichen, da fiel ein Mädchen aus dem nämlichen Hause in eine schwere Krankheit und es wurde nach dem Missionär geschickt. „Nun," fragte dieser beim Eintritte in das Haus, „haltet ihr mich wirklich noch immer für einen Kinderfresser?"



Ansicht von Zeilah.

— „Ach, nein!" gab man ihm zur Antwort, „Leute, die so viel Gutes thun, wie ihr, sind keine Kinderfresser." So schwanden allmählich die Vorurtheile, und vielleicht wird der Same, der geräuschlos in den Boden fiel, in einer folgenden Generation seine Früchte tragen: auf die lebende Generation ist hier, wie fast überall unter den Muselmännern, nach menschlichem Ermessen nicht zu hoffen.

Aber was hat dann die Mission vorderhand in Zeilah überhaupt noch zu suchen? wird man fragen. Hören wir, welche Erwartungen P. Johannes selbst auf diesen Posten gründet. Er schreibt unter dem 10. April 1876 an P. Dominikus, den apostolischen Präfekten der Mission:

„Zeilah hat seine Wichtigkeit als Abgangs- und Ankunftsstation der Karawanen. Auf lange Zeit hin wird für unsere Missionäre der Weg über diese Stadt der kürzeste und bequemste Weg nach der Mission sein. Ist es für die Missionäre, welche hier bisweilen 3—4 Monate auf eine Karawane werden warten müssen, mit der sie die Wüste durchziehen können, nicht von großer Wichtigkeit, daß sie hier ein Ordenshaus vorfinden, welches ihnen Unterkunft gewährt? Hier könnten sie die Sprache der Gallas und das Amharische erlernen, zwei Dialekte, welche die meisten Einwohner verstehen. Von hier könnten sie nach Tadschura und Berbera vordringen, zwei Landstrichen, welche doch bald von Reisenden und Kaufleuten werden heimgesucht werden; es gilt hier zu Lande den Protestanten

zuvorzukommen! Gründete man noch obendrein eine Station in Harrar, welches die Ägypter neulich an sich gerissen haben, wie leicht wäre es dann, mit Hilfe solcher Etappen zu den Gallas zu gelangen! Man könnte damit den Anfang machen, daß man hier in Zeilah ein kleines einstöckiges Haus erbaute, welches die Missionäre, so oft sie von Aden herüberkommen, aufnähme und zur Aufbewahrung der heiligen Geräthe diente. Mit der Zeit müßte dann eine Schule für die Kinder der Eingeborenen dazu kommen, ein Waisenhaus für diese sowohl, wie für junge Gallassklaven, eine Apotheke, um Arzneien an die Leute zu vertheilen, und schließlich eine Karawanserei zur Aufnahme der Abyssinier, für welche in Zeilah gar nicht gesorgt ist. Letzteren Gedanken hat mir ein Franzose eingegeben, welcher demnächst nach Abyssinien zieht. Er will die Sache dem König Menelik von Schoa vorlegen und ihm den Rath geben, auf einem von der ägyptischen Regierung zu diesem Zwecke abzutretenden Grundstücke die nöthigen Gebäulichkeiten aufführen zu lassen. Dem Könige verbliebe alsdann das Eigenthumsrecht über diese Anstalt und wir würden in derselben die armen, von den Strapazen der Reise erschöpften Schismatiker aufnehmen: wie leicht wäre es, manchem von ihnen den Weg des Heiles zu weisen!"

Unterdessen scheint sich für P. Johannes eine Gelegenheit gefunden zu haben, nach dem Gallaslande abzureisen. Er meldet im nämlichen Briefe, daß er sich einer Gesellschaft italienischer Geographen anzuschließen gedenke, welche desselben Weges zögen. Möge Gott seine Bemühungen segnen!

Nachrichten aus den Missionen.

Westafrika.

Gabun-Mission. (Vgl. 1876, S. 237.) Anschließend an unsere letzte Nachricht über die Gabun-Mission theilen wir heute einen Brief des hochw. P. Le Berre, aus der Congregation des heiligen Geistes, mit. Während wir leider aus den andern Missionen meistens mehr Trauriges als Freudiges zu berichten haben, indem der „Culturkampf" auch in ihnen seine Wirkungen geltend macht, lauten die Mittheilungen aus den afrikanischen Missionen durchschnittlich günstig: ob wohl endlich die Zeit gekommen sein mag, in der sich der liebe Gott der armen Neger erbarmen wird? P. Le Berre schreibt:

„Der neue christliche Häuptling am Gabun, Felix Dionys Adande, legt fortwährend die wohlwollendsten Gesinnungen uns gegenüber an den Tag. So besteht er unter Anderem darauf, daß die Missionäre in seinem Dorfe ihren Wohnsitz aufschlagen. Bei meinem letzten Besuche wählte ich den Platz für die neue Niederlassung: Kapelle, Elementar- und Gewerbeschule, gerade wie in St. Marie. Von einem Priester der Diözese Besançon ist uns für die künftige Kapelle eine schöne Glocke zum Geschenke gemacht worden: sie wird unsere Schwarzen zum Katechismus und zum Gebete versammeln und nicht wenig zur Hebung unserer religiösen Feierlichkeiten beitragen.

Unterdessen ist der Häuptling selbst bei den 500 Sklaven, die er von seinem Vater erblich überkommen hat, zum Katechisten geworden. Früher zitterten sie vor ihrem Herrn für ihr Leben, jetzt blicken sie mit Ehrfurcht und Liebe zu ihm empor. Eine besondere Aufmerksamkeit schenkt er den Kranken, die er als leidende Mitbrüder betrachtet und mit zärtlicher Sorgfalt für den Empfang der heiligen Taufe vorbereitet. Wie ist das so ganz anders als früher, wo Sklaven zur Strafe für Vergiftungen, die sie gar nicht verschuldet hatten, gefoltert wurden, wo Kranke und Aussätzige für Wesen, die unter dem Einflusse böser Geister ständen, angesehen und in die Wälder gejagt oder in's Meer geworfen wurden; wo man durch Menschenopfer die Genien günstig zu stimmen und die Manen der Verstorbenen zufrieden zu stellen pflegte.

Dem französischen Contre-Admiral Ribourt, welcher das südatlantische Geschwader befehligt, entging es nicht, daß einzig das Christenthum im Stande sei, aus diesen verthierten Schwarzen gesittete Menschen zu machen. Er begrüßte daher mit Freuden die Erhebung Felix Adande's zum Häuptlinge und suchte dessen Eifer wiederholt durch Geschenke anzufeuern. Das Fest Mariä-Himmelfahrt hat Felix Adande in St. Marie bei ‚seinen lieben Vätern', den Missionären, zubringen wollen. Ihn begleitete Elisa Remombe, seine Gattin, eine Schülerin der Schwestern von der Unbefleckten Empfängniß, ferner seine beiden Söhne und Töchter. Letztere stehen auch bereits unter der Hut der Schwestern. Felix wohnte in vollem ‚königlichen Ornate' dem Hochamte an, bei welchem auch Contre-Admiral Ribourt mit seinen Offizieren zugegen war. Die Kapelle reichte bei Weitem nicht aus zur Aufnahme all' der Schwarzen, welche von nah und fern zusammengeströmt waren.

Wir zählen hier bereits 219 christliche Familien, in der That ein wichtiges Resultat und die Grundlage unserer Hoffnungen für die Zukunft. Vordem suchten die Heiden ihre Söhne, die sich zum Christenthum bekehrt hatten, von Eingehung einer christlichen Ehe abwendig zu machen und zur Polygamie zu bereden: sie würden sonst, hieß es, kinderlos bleiben. Solche Zuflüsterungen thaten leider nur zu häufig ihre Wirkung in diesem Lande, wo eine große Kinderzahl als eine Art Reichthum angesehen wird. Jetzt ist das Vorurtheil gefallen: hier in Afrika wie in Europa hat sich der Satz bestätigt, daß die christlichsten Familien auch die zahlreichsten sind.

Nordamerika.

Mission unter den Indianern. Im vorigen Jahre haben wir zu verschiedenen Malen Briefe der Jesuitenmissionäre aus dem Felsengebirge mittheilen können; in diesem Jahre hoffen wir diese Nachrichten fortsetzen und vervollständigen zu können. Vorläufig liegt uns ein Brief des hochw. P. Guidi S. J. aus Colville vor, der uns die Feier des Weihnachtsfestes unter seinen Indianern schildert. Er schreibt:

„Nach dem Fest der Unbefleckten Empfängniß kamen sie in großer Zahl von den Bergen herab, auf welchen sie nach Hirschen, Mardern, Bibern und andern Thieren jagten, deren Fell sie verkaufen. Sie vereinigten sich bei unserer Mission. Manche von denen, die hie und da in der Nachbarschaft zerstreut als Hirten leben, schlossen sich ihnen an. Bald war unsere Mission von zahlreichen Zelten umgeben, in denen 500—600 Indianer wohnten. Sobald seine Unterthanen sich eingerichtet, schlug der Häuptling sein Tribunal auf, um für die gute Ordnung zu sorgen. Sein erster Act war die Wahl eines Gehilfen, der unter dem Namen Soldaten-Häuptling sein rechter Arm bei der Vollziehung seiner Befehle sein sollte; denn der Häupt-

ling selbst ist sehr alt und halb blind. Das Volk wählte einstimmig einen jungen Mann, dessen Tüchtigkeit und Klugheit schon vielfach erprobt waren. Sogleich boten sich 47 der besten Indianer des Stammes ihm an für die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung; in der That keine schwere Arbeit, denn alle Guten — und diese bilden die große Mehrzahl — waren mit der Wahl zufrieden und voll Hoffnung, das Gute befördert und das Böse bestraft zu sehen.

Allerdings hatten lange Jahre hindurch unsere armen Indianer, beeinflußt durch das ärgerliche Leben der Weißen, von diesen zum Laster verführt und selbst von den Abgesandten der amerikanischen Regierung zum Bösen hingedrängt, die Anstrengungen der Missionäre und die guten Absichten der Häuptlinge vereitelt; die Meisten unter ihnen von Natur aus zu thierischen Lastern geneigt, ließen sich zu traurigen Verirrungen hinreißen. Gott sei Dank ist seit 5 oder 6 Jahren eine Besserung eingetreten. Eine außerordentliche Gnade vom Himmel kam damals auf diese armen Wilden herab und hat sie derart gestärkt, daß sie im Anblick der ihnen drohenden Gefahr einen neuen Weg, den Weg der Besserung und der Tugend einschlugen. Die Gnade hat gesiegt und jetzt sind diese armen Wilden so umgewandelt, daß man es nicht besser hätte hoffen können. Dennoch sind sie noch lange keine Heiligen und einige unter ihnen fallen noch oft; aber Gott muß ihnen ihre Fehler leicht verzeihen, denn stets folgt auf dieselben eine sehr erbauliche Buße. Derartige Fehler sind es, deren Abstellung und Besserung die Häupt-

Zöglinge der Mission an der Gabunküste.

linge sich zur Aufgabe gestellt haben, damit alle ihre Unterthanen als gute Christen das Weihnachtsfest feiern können, welches man hier mit der größten Feierlichkeit und dem größten Eifer zu begehen pflegt.

Einer der Mißbräuche, welcher sich letzten Sommer unter ihnen eingeschlichen hatte, ist das Spiel. Einige junge Leute, welche unter den Weißen arbeiteten oder mit Mestizen verkehrten, hatten sich, vom bösen Beispiel verleitet, das Spielen angewöhnt. Die Schuldigen mußten also vor dem neuen Tribunal erscheinen; der Häuptling ließ ihnen nach der alten Sitte der Indianer tüchtige Peitschenhiebe angedeihen und außerdem mußten sie ihren Spielgewinn herausgeben, damit er unter die Armen vertheilt würde. Zwei oder drei Wilde lebten in Folge von Erbitterung und häuslichen Zwistigkeiten getrennt von ihren Frauen; sie wurden ausgesöhnt und nach einer heilsamen Züchtigung wieder zusammengebracht. Alle sonstigen Fälle, größere wie kleinere, wurden geordnet. Mit einem Eifer, der keine Grenzen kennt, setzen unsere Häuptlinge Alles in's Werk, um das Wohl ihrer Untergebenen zu fördern; sie eifern sie zur Tugend an, wenn sie gut sind; sie bringen sie zu den Missionären zurück, wenn sie sich verirren; sie wiederholen ihnen auf dem Felde mit lauter Stimme die Unterweisungen, welche in der Kirche gegeben wurden; sie wachen, daß Alle dieselbe besuchen und die Sacramente empfangen; mit einem Worte: wenn unsere Arbeiten Nutzen stiften, so ist es, nächst der göttlichen Gnade, zum großen Theile ihrer Mitwirkung zu verdanken. Jedesmal,

wenn die Glocke zur Kirche ruft, tritt der Häuptling aus seinem Zelt hervor und ruft mit lauter Stimme seine Indianer. Um in ihren Entscheidungen nicht fehl zu gehen, wenden sie sich stets um Rath und Leitung an den Missionär. Die Indianer thun übrigens dasselbe, und so finden wir eine tüchtige und nützliche Beschäftigung.

Doch es wird Zeit, von der Vorbereitungs-Novene für die große Festfeier zu sprechen. Die Kirche wurde nach besten Kräften geziert. Die Behänge, eine Gabe unserer guten Indianer, waren, Dank der geschickten Mitwirkung der Schwestern von der Vorsehung, so schön, daß sie die Weißen sogar in Erstaunen setzten. Außerdem waren zwei große Statuen vom General-Obern dieser Missionen geschenkt worden, eine der allerseligsten Jungfrau, eine andere des hl. Joseph; wir stellten sie zum ersten Mal öffentlich auf, aber als Überraschung, und zwar in folgender Weise. Am ersten Tage der Novene stellte man die Statue der allerseligsten Jungfrau mitten auf den Altar, der mit künstlichen Blumen und Leuchtern so schön als möglich geziert war. Jedoch war die Statue, welche man bis dahin noch Niemanden gezeigt hatte, hinter einem Vorhange verborgen; nach der Predigt fällt im bestimmten Augenblick der Vorhang, und die allerseligste Jungfrau, auf dem linken Arm das göttliche Kind, in der Rechten ein goldenes Scepter, erscheint inmitten der Blumen und Kerzen. Bei diesem unerwarteten Anblick wurden unsere guten Indianer, wohl vorbereitet und einfältigen Herzens, wie sie waren, so ergriffen, daß Alle zu weinen anfingen. Ich fragte Tags darauf einen guten alten Indianer, was er gedacht habe, als er die Statue Mariens gesehen. Er antwortete mir mit folgenden Worten: ‚Mein Herz ward ganz umgekehrt, als ich das Bild der allerseligsten Jungfrau erblickte; ich dachte und sprach zu mir selbst: O wie schön ist Maria, aber ich bin nicht schön; als ich Sünde beging, ward meine Seele häßlich; deßhalb wurde mein Herz beschämt und traurig und ich weinte.‘ Derartige Empfindungen sind es, welche der Anblick Maria's im Herzen dieser guten Indianer erweckt. Die Schwestern erzählten uns, ihre Zöglinge seien so ergriffen gewesen, daß sie beim Nachhausegehen, während des Essens und der Erholung nicht gewagt hätten zu sprechen. Am letzten Tage der Novene wurde auch die Statue des hl. Joseph aufgestellt, und diese Feier machte gleichfalls einen heilsamen Eindruck.

Ich gehe jetzt über zur Feier der Mitternachts-Messe, für welche die Indianer eine besondere Andacht hegen. Dießmal kam auch eine ziemliche Anzahl von Weißen. Gegen 11½ Uhr wurde das erste Glockenzeichen gegeben. Jetzt machten sich die Indianer beim Scheine von drei großen Feuern, die mit harzigem Holze unterhalten wurden, auf den Weg und stellten sich vor der Kirche in Ordnung auf. Die Soldaten gaben sodann eine Flinten-Salve, welche in den umliegenden Bergen widerhallte; Alle traten nun unter Gesang in die Kirche und nahmen ihre Plätze ein. Nach dem Abbeten der gewöhnlichen Gebete begann die feierliche Messe, welche von den Indianern selbst sehr fromm gesungen wurde. Unser Superior, der hochw. P. Tosi, celebrirte, und ich war zugleich Ceremonienmeister und Prediger. Nach dem Evangelium der ersten Messe richtete ich einige englische Worte an die Weißen und nach dem Evangelium der zweiten Messe sprach ich zu den Indianern in ihrer Sprache. Die General-Communion war, ich möchte fast sagen großartig; 450 Personen näherten sich dem heiligen Tische; unter ihnen auch der Agent der amerikanischen Regierung, sowie seine Frau und ein anderer Beamter, ein Umstand, der viel zur Erbauung beitrug. Nach der Feier zogen sich die Indianer in guter Ordnung in ihre Wohnungen zurück und blieben dort bis zum Morgen. Gegen 8 Uhr wurden stille Messen für die Indianer gelesen, welche während der Nacht nicht hatten in die Kirche kommen können, um an den heiligen Geheimnissen Theil zu nehmen. Gegen Mittag war das Hochamt und am Abend Segen. Am folgenden Montag gingen Einige fort, die 40 oder selbst 80 Meilen weit hergekommen waren; die Übrigen verließen uns erst nach Epiphanie. Während dieser Zeit wohnten sie Morgens und Abends dem Unterricht und dem Katechismus bei. Besondere Sorgfalt widmeten wir den Kindern, welche wegen der Entfernung nicht oft während des Jahres zur Kirche kommen können und des Unterrichtes mehr bedürfen. Wir richteten für sie einen besonderen Katechismus am Nachmittag ein, und ich wurde mit Haltung desselben beauftragt. Es war ein hübscher Anblick, wenn diese kleinen Wilden beim Glockenzeichen aus ihren Zelten hervorkamen und sich ganz regelmäßig in Reihe und Glied auf den Weg zur Kirche machten. Es waren gegen 90 Kinder, welchen ich Beicht- und Communion-Unterricht ertheilen mußte; bei einigen mußte ich sogar beim heiligen Kreuzzeichen anfangen. Sie verursachten mir nie den geringsten Verdruß; sie ließen sich mit Freuden unterrichten und hörten gern meine Unterweisungen an. Mehr als einmal bewunderte ich ihre Einfalt und ihren Eifer. Wenn es vorkam, daß einer von den Kleinsten das Kreuzzeichen noch nicht machen konnte, dann nahm der Älteste von denen, die gerade neben ihm standen, mit köstlichem Ernst und großer Gravität seine kleine Hand und führte sie ihm, bis er es gelernt hatte. Wußte einer die Antwort auf die Frage nicht gleich, dann flüsterte sie ihm ein Anderer zu. Ich füge ein kleines Faktum bei, etwas sonderbar freilich, aber ganz geeignet, Ihnen ein Bild zu geben von der Hochschätzung und dem Eifer, welche diese kleinen Kinder für den Katechismus hegen. Eines Tages, als ich schon geschellt hatte und noch auf der Anhöhe vor der Kirche stand, um zuzusehen, wie meine kleinen Schüler herbeikamen, sah ich zwei, die einen dritten auf den Schultern trugen und gegen seinen Willen fortzuschleppen schienen. Ich dachte mir, sie thäten das aus Spielerei und tadelte sie. Sie gaben mir zur Antwort: ‚Schwarzrock, dieß Kind wollte nicht in den Katechismus kommen; seine Mutter sagte uns, wir sollten es mit Gewalt hinbringen; da haben wir es genommen und auf unsern Schultern hierhergebracht.‘

Brasilien.

Herr Theodor Meynberg aus Hamburg, Vertrauensmann des St. Raphaels-Vereines, sendet uns folgenden Aufsatz, den wir gern zum Abdruck bringen, in der sicheren Hoffnung, daß der eine oder andere unserer großmüthigen Leser in der Lage sein wird, den verlassenen deutschen Katholiken in Sao Bento zu Hilfe zu kommen.

„Unzählige Male, in öffentlichen Zeitungen, Broschüren u. s. w. hat das Comité zum Schutze katholischer Auswanderer darauf hingewiesen, daß seine in Hamburg, Bremen und Antwerpen angestellten Vertrauensmänner ausschließlich den Auswanderern zur Verfügung stehen, um einerseits leichtsinnige Auswanderung, andererseits moralischen und materiellen Schaden zu verhüten, wie auch besonders dahin zu wirken, daß diejenigen, welche der Heimath durchaus nicht zu erhalten sind, doch jenseits des Meeres nicht solche Ansiedlungen wählen, wo sie keine katholischen deutschen Priester, also keine Seelsorge

und keinen Unterricht haben können. Gegenüber den großartigen und kostspieligen Bemühungen des Comité verhielten bislang die Mehrzahl deutscher Geistlichen sich theilnahmlos und indifferent; aus welchen Gründen, bleibe dahingestellt. Genugsam constatirt wird diese Thatsache fort und fort durch die wirklich auswandernden Katholiken, welche von einem für sie gegründeten Schutz-Comité nichts wissen, deßhalb leichtsinnig in die Welt hinein reisen und schließlich an transatlantischen Plätzen sich niederlassen, wo ein Priester, ein Seelsorger, ein Unterricht gar nicht, oder glücklichsten Falles nur äußerst selten zu finden ist, wo also die Leute nach und nach mehr oder minder geistig verkommen! Einem solchen Specialfalle ist dieser Artikel gewidmet.

Im September 1874 kamen circa 120 katholische Österreicher aus dem Kreise Neuern nach Hamburg, um ‚nach Brasilien frei befördert zu werden'. Ein Agent in ihrer Heimath, welchem sie jeder 4 oder 5 Gulden gezahlt hätten, so erzählten sie, habe ihnen diese Freifahrt in sichere Aussicht gestellt. Obwohl die Armen belogen waren und lange warten und ihre kleine Habe verzehren mußten, bis sie eine für sie annehmbare Überfahrtsgelegenheit fanden, so wurden sie doch endlich expedirt. Später schrieben sie an den katholischen Vertrauensmann des Auswanderer-Schutz-Comité, welchen sie in Hamburg kennen gelernt, er möge doch dahin wirken: ‚daß sie in ihrer brasilianischen Kolonie einen katholischen deutschen Priester bekämen, damit sie bei ihrer schweren Arbeit mindestens geistlichen Trost in den Tagen der Krankheit und in der Sterbestunde hätten'. Die gegebenen Weisungen und gemachten Anstrengungen zum Ziele sind bis jetzt noch resultatlos geblieben.

Im laufenden Jahre sind den erwähnten Ausgewanderten noch mehrere Andere nachgefolgt und mit jenen zusammen angesiedelt in einer neuen Kolonie Sao Bento, 80 Kilometer von Joinville (Dona Francisca), Provinz St. Catharina, Brasilien. Wie Dona Francisca, so gehört auch Sao Bento dem Hamburgischen ‚Kolonisations-Verein von 1849'.

Diese neue Kolonie Sao Bento wird nun gegenwärtig von ca. 1100 Katholiken bewohnt, zumeist aus Deutsch-Böhmen. Der deutsche Pfarrer aus Joinville kommt jährlich einigemale dorthin, um die allernothwendigste Seelsorge zu üben, obwohl derselbe ohnehin schon ganz und gar mit Amtslasten überbürdet ist. In der Kolonie findet also eine regelmäßige Seelsorge nicht einmal annähernd statt. An den größeren Festtagen des Jahres versammeln sich die Leute zum gemeinsamen Gebete. Der Frohnleichnamstag 1875 wurde gar mit Procession gefeiert. Man hatte vier Stationsaltäre hergerichtet, Kreuz und Fahnen zurechtgemacht, ein Muttergottesbild nach Vermögen geschmückt und eine Tragbahre dazu beschafft; und so hielten diese katholischen Deutschen eine Procession im fernen Brasilien, im katholischen (?) Brasilien zwar, aber ohne Priester, und also auch ohne das allerheiligste Sacrament! — Die Einen freuten sich, nach 4—5 Jahren einmal wieder ihren katholischen Glauben öffentlich durch feierlichen Umzug bekennen zu können, die Andern, namentlich die Greise, weinten über den Verlust und das Vermissen Desjenigen, welcher da ist Urquell und Sonne alles katholischen Glaubens und Lebens. Die kräftigen Gesänge der Jüngeren wie das Schluchzen der Alten widerhallten im dichten Urwald von Sao Bento, aber lebendiger als je erwachte in Allen das Verlangen nach regelmäßiger katholischer Seelsorge!

Als mehrere zu Ostern ihre Beichte in Joinville ablegen wollten, mußten sie die viele Meilen weite Reise zu Fuß dahin durch den Urwald zurücklegen, wobei namentlich die Bejahrteren erkrankten und vor Schwäche zusammenbrachen. — Auf Sao Bento selbst hat man nun zwei sogenannte ‚Kapellchen' aufgerichtet, in denen alljährlich der oben erwähnte Seelsorger Gottesdienst hält. Für diesen Gottesdienst aber fehlt es nun auch noch buchstäblich an Allem! Nicht einmal die allernothwendigsten Paramente sind da! — Die Leute sind zur Selbstbeschaffung irgend welcher Cultusgegenstände noch zu arm und wenden sich hierum wiederum an den hamburgischen Vertrauensmann des katholischen Auswanderer-Schutz-Comité, welches ihnen durch die letzten Liebesdienste vor der Einschiffung am nächsten zu stehen scheint. Denn regelmäßig tragen sie solche Anliegen an genannter Stelle zuerst vor. — Sie schreiben: ‚Unbeschreiblich viel Gutes kann das Auswanderer-Schutz-Comité und der St. Raphaels-Verein stiften in Bezug auf die Vorbereitung der Einschiffung, der Ankunft im fremden Lande und Sorge für wirksamen gesetzlichen Schutz unterwegs; ganz besonders aber auch dadurch, daß der Verein seine Hand auch über die Niederlassungen der deutschen Katholiken im fremden Lande ausbreitet. — Verhelfen Sie uns doch zu den allernöthigsten Paramenten!'

Nach Erklärung des hamburgischen Vertrauensmannes aber ist derselbe bis jetzt übervoll belastet mit der Erhaltung des Begonnenen, und nicht in der Lage, obige Bitte von Sao Bento dem S. T. Comité vortragen zu können.

Es ergeht daher an alle Katholiken, welche dazu in der Lage sind, das ergebene Ersuchen, etwaige fertige Paramente für Sao Bento gütigst franco zu versenden mit Vermerk, ob geweiht oder nicht geweiht: An das ‚Comité zum Schutze katholischer Auswanderer', Dornbusch Nr. 3 Hamburg.

Die gütigen Geber und Geberinnen wollen jedoch gestatten, daß nach Befriedigung von Sao Bento das etwa noch Übrigbleibende anderweitig verwendet werde. In diesen Blättern folgt seiner Zeit Rechenschafts-Bericht. In speciellen Fällen wende man sich gefälligst an den Vertrauensmann, Herrn Theodor Meynberg, Dornbusch Nr. 3 Hamburg.

Schließlich sei das ganze ‚St. Raphaels-Werk' des ‚Auswanderer-Schutz-Comité' der werkthätigen Unterstützung all' Derer empfohlen, welche leichtsinnige Auswanderung, leiblichen und geistigen Schaden für brave Auswanderer vermieden zu sehen wünschten; welchen daran liegt, daß nicht ferner noch Tausende braver Katholiken durch die Auswanderung und nach Ankunft im fremden Lande zeitlich und ewig verloren gehen!"

Miscellen.

Thätige Liebe. Nicht weniger als 87 Hospitäler und 220 Anstalten für verschiedene wohlthätige Zwecke bezeugen die thätige Nächstenliebe der Katholiken in den Vereinigten Staaten. Wie bedeutend mehrere dieser Anstalten sind, ersieht man aus dem Folgenden. Am 10. Oktober 1876 waren es sieben Jahre, seit die Aufopferung der barmherzigen Schwestern in der großen Weltstadt New-York ein

Findelhaus gründete. Aus einem kleinen, wenig beachteten Anfang in einem Privathause der West 12. Straße hat sich durch die Mildthätigkeit edelgesinnter Frauen und die selbstlose unermüdliche Thätigkeit der Nonnen in der kurzen Spanne Zeit eine herrliche Anstalt entwickelt. Das Findelhaus, jetzt an der 69. Straße und der 3. Avenue gelegen, wird zur Zeit von 25 barmherzigen Schwestern geleitet; da es keine Einkünfte besitzt, sorgt ein Frauenverein, die ‚New-York Foundling Asylum Society', für die nothwendigen Mittel, und die Wohlthätigkeit der New-Yorker Katholiken läßt es nicht daran fehlen, obgleich es sich jetzt schon darum handelt, für 15—1600 Waisenkinder Wohnung, Nahrung und Kleidung zu beschaffen. Weil das jetzige Gebäude für die Unterbringung aller Pfleglinge nicht ausreicht, wurde eine großmüthige Schenkung von 10,000 Dollars, welche ein Herr Lewis White im vorigen Jahre der Anstalt zuwendete, zum Ankauf einer Farm von 100 Acres verwendet; das auf dem Grundstücke befindliche Haus wird jetzt zur Aufnahme von 150 Knaben vorbereitet, die, sobald sie der Pflege einer Wärterin nicht mehr bedürfen, dort bis zum 14. Jahre unterhalten und unterrichtet werden sollen. Wie viel die Großmuth der New-Yorker Katholiken für diese eine Anstalt thun muß, kann man daraus entnehmen, daß im Jahre 1875 für die Unterbringung von Findlingen in guten Familien nicht weniger als 118,000 Dollars nöthig waren. Von den 1621 Kindern beiderlei Geschlechtes, welche gegenwärtig in der Pflege sind, wurden 1100 in Familien untergebracht. Seit seiner Gründung, also in 7 Jahren, haben die Nonnen 7443 Kinder aufgenommen, gewiß eine Zahl, deren Größe man erst recht begreift, wenn man sich an die Sorge, Mühe und schlaflosen Nächte erinnert, welche das Pflegen und Warten eines einzigen Säuglings erfordern kann.

Die katholische Hierarchie der Vereinigten Staaten zählt in ihrer Mitte 7 Convertiten, nämlich die Erzbischöfe Bayley von Baltimore und Wood von Philadelphia, sowie die Bischöfe Doyle von Hartford, Becker von Wilmington, Gilmour von Cleveland, Rosecrans von Columbus und Wadhams von Ogdeburg.

Für Missionszwecke.

	Mark.
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Durch Pfarrer Hindemann in Gäwil	16.—
Durch N. in Neustadt in O.-Schl.	66.—
Von R. in L.	50.—
Von Alphons in E.	15.—
Von X. W. „Dank dem heiligen Herzen Jesu"	5.—
Intende, quas fundunt preces Tui per orbem parvuli	43.—
Von der Schuljugend in Aukirchen und Oberiglbach	40.—
Von N. N. in Ertingen	14.—
Von Lehrer Binder in Zell	21.—
Durch C. Wehl S. J. in Mariaschein	20.—
Von einem Schulkinde	1.50
Durch Pfarrer Beyer in Alt-Kemnitz	20.—
Durch Coop. K. Krick von mehreren Personen, Gott segne es	50.—
Durch Pfarrer Wald in Oberwinter	21.—
„Alles zur größern Ehre Gottes und zum Heil unsterblicher Seelen"	105.80
Durch Caplan Schneid in Beilngries	12.—
Von X. aus Trier	30.—
Von L. E. in B.	30.—
Von einer Privatschule in Allenstein	10.—
Aus Mayen	63.—
Von M. St. in Oberursel	20.—
Durch Cooperator Schnabel in Holzkirchen	40.—
F. D. pro infantibus ethnicis	100.—
Durch A. Terörde	21.—
Zu Ehren des Jesukindes	31.—
Kreuzer-Ersparniß einer Wittwe aus Reingrub ö. W. fl. 3. 80 kr.	6.14
Durch A. R. ö. W. fl. 15.	24.23
Von Michl Duschl, Priv. von Hengersberg	12.—
Durch Pfarrer Thummel in Böhrenbach	20.—
Ungenannt ö. W. fl. 5.	8.57
„Sie mögen ruhen in Frieden"	15.—
Vermächtniß einer verstorbenen Jungfrau	60.—
Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Von R. in L.	30.—
Durch Pfarrer Alt in Furschweiler	20.—
Für den Kindheit-Jesu-Verein:	
Durch P. Kalthoff in Bottwinkel	18.85
Durch C. Wehl S. J. in Mariaschein	3.—
Von Cath. Riegel in Zarten	100.—
Von M. St. in Oberursel	6.—
Für die Aussätzigen auf Madagascar:	
Durch Pfarrer Hindemann in Gäwil	8.—
Von L. E. in B.	30.—
Aus Augsburg	51.—
Durch Curat J. Mehlsteibl auf Mariahilf	12.—
Durch den Herausgeber des Münster'schen Pastoralblattes	34.—
Aus Bachem bei Frechen, Landkr. Cöln	60.—
Für Loskauf annamitischer Christinnen bezw. für die verfolgten Christen in Tongking:	
Aus Lingen durch Lehrer Bäumer von J. K.	10.—
Von L. E. in B.	30.—
Von L. B. P.	3.—
Durch Pfarrer Thummel in Böhrenbach	20.—
Für den Franciscus-Xaverius-Verein:	
Von X. aus Trier	20.—
Von L. E. in B.	30.—
Von der Lemberger Herz-Jesu-Bruderschaft	23.70
Aus Marpingen	30.—
Für die Mission in China:	
Von L. E. in B.	30.—
Für die Sklavenkinder in Persien:	
Von L. E. in B.	30.—
F., Priester der Diöcese Münster	10.—
Von Neumagen	5.—
Für die Waisenanstalten des P. Ratisbonne in Jerusalem:	
Von L. E. in B.	30.—
Für den Bonifacius-Verein:	
Von Repetitor Schmitt in St. Peter	50.—
Für die Missionsstation El Obeid in Kordofan:	
Von einem Ungenannten in Frauenburg	132.—
Für Bilder für die Missionen:	
Von X. aus Trier	10.—
Durch Pfarrer Thummel in Böhrenbach	5.—
Für das katholische Waisenhaus in Bethlehem:	
Von X. aus Trier	10.—
Von H. D. 1. Münster	3.—
Für die Mission in Japan:	
Von X. aus Trier	10.—
Von einem Ungenannten in Frauenburg	132.—
Von G. J. H.	20.—
Durch W. in Fericanci ö. W. fl. 5.	8.13
Durch F. J. H. aus Augsburg	200.—
Aus Lintfort Pf. Eyll von H. F.	20.—
Durch D. in H.	50.—
Durch Pfarrer Thummel in Böhrenbach	20.—
N. N. in Frankfurt	15.—
Einige Jungfrauen zu Sonnborn	11.25
Omnia ad majorem Dei gloriam	5.—
Von H. M. in Miechowitz	21.50
Von J. K. in Menden	15.—
Von G. H. in Münster	40.32
Für die Mission in Centralafrika:	
Von X. aus Trier	20.—
Durch D. in H.	50.—
Für verschiedene Zwecke:	
Durch Pfarrer J. Winter in Owingen	9.—
Aus Prag	100.—
Von R. in L.	20.—
Aus Sinzheim in Baden	20.—
Von F. M. in Brixen ö. W. fl. 5.	8. 9
Pro sacerdotibus in Sibiria esurientibus	60.—
Von C. A. G. durch Herder u. Co. in München	6.—
Aus N. B. L.	100.—
Ad honorem et gloriam Jesu Christi, Mundi salvatoris, ad propagandam S. Catholicam Ecclesiam, durch B. Herder in St. Louis	182.50
Durch Dr. Lübtke in Konitz	10.—
Aus der Pfarrei Aukirchen (N.-Baiern)	220.—
Durch S. Zuszerak	8.37
Von Repetitor Schmitt in St. Peter	100.—
Von Cath. Riegel in Zarten	100.—
Durch Caplan Schneid in Beilngries	4. 6
Puer natus est nobis	50.—
Von K. A. B. H.	23.30
Von H. D. 3. Münster	3.—
S. X. von B. L. ö. W. fl. 5.	8.57
Ad pias causas Missionum	100.—
Von H. D. 2. Münster	3.—
Prof. Dr. L. in Breslau	10.—
Aus Mayen	17.—
O. A. M. D. G. ö. W. fl. 95.	162.86

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden).
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen" ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.